

Farbige Scherben.

Ironische und sentimentale Geschichten

von

Jaroslav Vrchlický.

Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen

von

Edmund Grün.

Erstes Bändchen.

J. J. J. J.

2567

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



91811

Farbige Scherben.

Schon in der Anstalt führte sie den Beinamen „die Unerträgliche“.

Sie war eine Waise. Ihr Vater, ein reicher Landadelmann, hatte ihr ein anständiges Vermögen hinterlassen, welches gegenwärtig sein Freund, ein alter, brummiger Advokat, verwaltete. Dieser brachte sie auch in das Pensionat, wachte über ihre Erziehung und als sie zwanzig Jahre alt geworden, übergab er ihr alles in bester Ordnung: drei gut verpackete Gehöfte mit Waldung und Feldern, ein kleines Schloß mit großem Parke in gleichgutem Zustand, wie alles gewesen, als sie nach dem plötzlichen Tode ihrer Eltern ins Pensionat geführt worden.

Sie war ein „einziges Kind“ und ein bißchen in allem verzärtelt. Im innersten Kern ihres Wesens gut, wurde sie durch die Erziehung ihrer Kindheit „die Unerträgliche“, wie die Kolleginnen sie gleich einige Tage nach ihrem Eintritt anlässlich einer kleinen, gesellschaftlichen Unterhaltung nannten. Sie wollte im Spiele immer und überall den Mittelpunkt bilden, wollte sich nie dem Ganzen unterordnen und setzte sich lieber schweigend in einen Winkel, nahm ein Buch in die Hand und schaute über den Rand desselben zornig dem frohen Treiben ihrer Gespielinnen zu.

Ihr erstes Debut entschied ihre fernere Zukunft in der Anstalt.

Sie gewöhnte sich an die Einsamkeit. Ihre Lehrerinnen waren jedoch mit ihr über alle Massen zufrieden. Sie begriff ungemein rasch und besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Trotz ihrer Unarten und Unerträglichkeit galt sie als eine der besten Schülerinnen der Anstalt. Als sie dieselbe verließ, bedauerte niemand ihren Abgang. Der alte Advokat holte sie mit dem Wagen ab und ohne längere Abschiedsfeierlichkeit führte er sie in ihr väterliches Heim zurück.

„Jetzt sind Sie Herrin Ihres Vermögens und Ihrer Hand, Fräulein Ida,“ sagte er zu ihr in jenem Augenblick, als, nach fünfstündiger Fahrt, durch die dichten Kronen der alten, schattigen Buchen und weißen Linden das mit weißem Bleche gedeckte Dach des Schloßturmes erglänzte.

Der Alte hatte vermeint, daß sie durch den Anblick gerührt sein werde und daß er deshalb für seine Anrede den passendsten Moment gewählt. Aber wie fand er sich getäuscht! Sie lachte leise und ironisch, aber blieb schweigsam wie zuvor.

Der Advokat dachte, ihr Lächeln sei nur die Maske, hinter welcher sie ihre innere Bewegung verbergen wollte, er hoffte, daß sie die Schwelle ihres neuen Lebens auch mit neuen Gefühlen beschreiten werde, aber er täuschte sich wieder.

Er erkannte dies, als er nach einem Rundgang durch die Schloßgemächer sie in das ehemalige Schlafgemach ihrer Eltern führte, darin deren Bilder über dem Kaminsims hingen. Auch nicht der mindeste Anflug ehrfurchtsvoller Schauer erfaßte sie; ruhig schritt sie weiter, hörte kühl seine Erklärungen an und ließ sich gleichmütig über alles berichten. Der Alte versuchte während des Mittagessens durch seine Klaudereien alte Erinnerungen wach zu rufen — vergebliche Mühe! Entweder antwortete sie nicht oder zerriß durch irgend eine lakonische Bemerkung den Faden des Gespräches, eh' er ihn weiter spinnen konnte.

Nach Tische legte der Advokat Rechnung ab über die Einnahmen und Ausgaben der verfloffenen Jahre und empfahl sich, für seine Mühe reich entlohnt. Er ging unzufrieden fort. Er fühlte, daß ein alter Freund ihres Vaters mehr Rücksicht verdient hätte. Irgend ein freundschaftliches Wort, einen Händedruck oder die Einladung, auch in Zukunft zu kommen, wären gewiß passend und anständig gewesen.

Und dennoch war Ida nicht böse oder gefühllos. Sie war nur die „Unerträgliche“.

Nun begann für sie ein zwar freies, aber unaussprechlich eintöniges Leben.

Sie las, spielte Klavier von Früh bis zum Abend, oder durchstreifte den Park, am liebsten allein, selten in Begleitung ihrer ehemaligen Kindsfrau. Sie wurde allmählich ein wahrer, weiblicher Hypochonder. Pessimismus, zu welchem sie seit je hinneigte, beherrschte sie gänzlich. Es war nicht der finstere, ätzende Pessimismus, er hatte mehr den Anflug eisiger Gleichgültigkeit gegen alles. Ihr dachte, daß sie überflüssig für die Welt sei und die Welt überflüssig für sie.

Den Winter verlebte sie in der Stadt. Sie besuchte die Theater und Konzerte, machte täglich Spazierfahrten. Aber aufgeheitert war sie nicht. Sie war auch nicht verdrießlich und verdüstert — sie war stets ruhig, kühl und gleichgültig.

In den Monolog ihres Lebens fiel plötzlich ein fremder Ton. Es war etwas wie Liebe, obgleich sie mit voller Kraft ihres wahrhaft jungfräulichen Wesens sich dagegen sträubte.

Das kam so.

Sie besuchte eine Ausstellung und blieb vor einem einfachen, kleinen Bilde stehen, das eine armselige Landschaft darstellte. Ein Stück Haideland, im Hintergrunde einige Birken, darüber ein bleibener Himmel! Aber Luft war auf dem Bilde! Und ihr schien's, als schlürfte sie mit vollen Zügen diese Luft, diese vergiftete Luft. Das Bild machte den Eindruck unermeßlicher Trostlosigkeit, tiefer Trauer.

Sie kaufte es und lernte den Maler dadurch kennen. Er war ein junger, bisher noch unbekannter Mann, aber unendlich stolz in seiner Armut.

Seine Unnahbarkeit lockte und erbitterte sie zugleich. Sie hatte anfangs im Sinne für die Landschaft den doppelten Preis zu bezahlen, bald aber ließ sie ab von diesem Plan, sie wollte ihn nicht zu Danke verpflichten und fürchtete überdies seine Weigerung. Sie erriet seinen Charakter, ihn an ihrer eigenen Unnahbarkeit messend. Sie bezahlte das Bildchen beim Sekretär der Ausstellung. Ein Zufall hatte auch den Maler hingeführt. Der redselige Beamte hielt es für seine Pflicht, die beiden miteinander bekannt zu machen Kühle Ver-

beugungen von beiden Seiten, einige unbedeutende Bemerkungen, — dann trafen sie in der Stadt nicht mehr zusammen.

Sie reiste wieder auf ihr Schloß. Der Sommer kam und mit ihm auch die ihr liebgewordenen eintönigen Tage der Lektüre, des Spieles und der Spaziergänge durch den Park.

In einem der wildesten Teile des Waldes fand sie einmal — ihren Maler. Er saß auf einem improvisierten Stuhl und malte einen Erlenwinkel, den ein Sonnenstrahl durchschimmerte, in welchem sich ein Schwarm von Mücken und Fliegen herumtummelte.

Der Maler erhob sein Haupt nicht gleich. Er war gewohnt, auf dem Lande oft beobachtet zu werden und wußte, daß ihm zuweilen jemand über die Schultern weg zuschaute. Sie wollte ausweichen, es war zu spät. Denn jetzt blickte langsam der Maler auf — befremdet sahen sich beide an.

Sie begann zuerst: „Warum verfolgen Sie mich bis hierher?“

„Ich Sie verfolgen?“ erwiderte er kühl, „nicht im Traume ist mir das eingefallen. Ich gehe durchs Land meiner Arbeit nach.“

„Der Park ist von einer Hecke umgeben.“

„Die hab' ich überklettert.“

„Was wollen Sie hier?“

„Sie sehen ja, ich male. Doch bitte ich Sie, mich nicht aufzuhalten; die Sonne bleibt nicht stehen, wie wir und sehen Sie nur, der Schwarm der Mücken im Sonnenstrahle hat sich, indes wir plaudern, bedeutend nach rechts gewendet.“

Als wäre sie nicht anwesend, setzte er sich an seine Arbeit.

Was sollte sie thun? Sie wollte ohne Gruß von dannen gehen, aber etwas Niegekanntes fesselte ihren Fuß. Hunderte von Gedanken durchwogten ihr Haupt, aber zwei nur klangen deutlich vor: „Er denkt wohl, weil ich sein Bild gekauft, ist er berechtigt, mich aufzusuchen und in meiner Einsamkeit zu beunruhigen? Oder führte ihn wirklich nur der Zufall her, nichts als ein Zufall?“

Sie blieb also unentschlossen stehen, aber er arbeitete unbestimmt weiter.

Plötzlich stand er auf, betrachtete seine Skizze von allen Seiten und wandte sich dann mit seinem Lächeln zu ihr:

„Ich will Ihren Park nicht seines schönsten Winkels berauben; erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihr Eigentum zurückstelle.“

Er wies auf die Skizze.

Sie wollte ablehnen, er jedoch beendigte das Bildchen schnell, stellte es zwischen zwei Zweige des nächsten Baumes, packte seine Sachen zusammen und sprang nach einer ironischen Verbeugung, schnell über die nahe Lattenhecke.

„Ich bitte, mein Herr,“ rief sie ihm nach, „bleiben Sie stehen, ein Wort nur.“

Sein Lockenkopf tauchte hinter der Hecke hervor.

„Sie wünschen?“

„Mit Ihnen zu sprechen.“

„Hier?“

„Ja, hier!“

„Über die Hecke?“

„Ja, mein Herr!“

Sie standen einander gegenüber, nur durch die Hecke getrennt.

In ihr wogte ein Strom von neuen Empfindungen. Er war augenscheinlich ruhig, doch beobachtete er aufmerksam, ja beinahe ängstlich jede ihrer Bewegungen. Sie eröffnete das Gespräch und fragte nach diesem und jenem in der Kunstwelt, plauderte über ganz gleichgültige Dinge, aber im Laufe des Gespräches berührten sie auch ernsthaft die Kunst selbst. Der Maler wunderte sich über ihre Kenntnis nicht nur des ästhetischen, sondern auch des technischen Teiles seines Berufes. Von alten Meistern sprachen sie, von Schulen und Richtungen, von Geschmack und Mode, von dem echten Werte ewiger, unsterblicher Meisterwerke.

Der Maler wurde wärmer, sein dunkles Auge flammte vor Freude, ein Weib gefunden zu haben so ungewöhnlicher

Art, von welchem er nie auch nur geträumt hatte. Da verdüsterte sich ihr Antlitz und ein ironisches Lächeln entstellte plötzlich ihr hübsches, regelmäßiges Gesicht.

„Recht hübsch ist, was mir miteinander sprachen, aber gestehen Sie selbst, was nützt es denn, wozu dient es, zu welchem Ziele führt es?“

„Die Kunst bedarf nicht dieser Fragen,“ erwiderte er ruhig, „ist es nicht genug, daß wir im Augenblicke des Schaffens leben, wahrhaft leben? Braucht es mehr? Und so können wir nicht bloß beim Schaffen leben, nein, auch im Genießen des Kunstwerkes. Finden Sie darin nicht Befriedigung genug?“

„Nein — es ist ja nur Illusion. Ihr Künstler berauscht Euch in ihr. Aber hinter ihr befindet sich wieder die Leere, wie hinter allem. Ach, es ist nicht der Mühe wert, zu leben.“

„Was also bleibt uns zu thun?“ fragte er mit einem Lächeln, in welchem sich Gutmütigkeit, Bewunderung und leichte Ironie vereinten.

„Wenn ich das wüßte,“ sprach sie achselzuckend, „hätte ich Sie nicht zurückgehalten. Es thut mir leid, entschuldigen Sie — —“

„Aber meine Skizze behalten Sie?“

„Wenn es Ihnen Freude macht — doch sprechen Sie offen, ohne Phrase, erfüllt die Kunst Ihr ganzes Leben?“

„Gewiß, ich wäre sonst kein Künstler, nur Dilettant.“

Seine Worte drückten Bitterkeit und Verachtung aus.

„Und ist es möglich, daß die Kunst Ihr Empfinden, Ihre Gedanken so ganz in Anspruch nehmen kann, daß Sie die Leere nicht fühlen, die Trostlosigkeit, die Verzweiflung, welche die Welt erfüllen, deren Sklaven wir sind?“

„Nun, ich will bekennen, manchmal beschleichen mich auch ähnliche Gedanken — sind wir doch Kinder eines Zeitalters — aber ich weiß mir zu helfen.“

„Auf welche Weise?“

Gebietertisch klangen ihre Worte, mit ihren Augen, ja mit ihrem ganzen Wesen hing sie an seinen Lippen.

„Ich male,“ erwiderte er ruhig, „mir ist die Natur die beste Helferin. Ich male öde, trostlose Gegenden, ich male die Melancholie der Natur, die Verzweiflung, welche ringsum überall ist und welche nur der Mensch zu seinem Unglück fühlt und ausspricht. Durch Arbeit kaufe ich mich los und befreie mich wieder. Die Langeweile, die Leere, die Schrecknisse der Landschaften und Natur durchforsche ich und dadurch töte ich die Langeweile, die Leere, die Schrecknisse meines eigenen Wesens.“

„Dann können Sie also glücklich sein,“ sagte sie niedergeschlagen, „aber was vermag ich zu thun?“

Er schwieg und beugte sich zur Erde. Im Wegsande glänzte was in der Sonne, er hob es auf, farbige Scherben waren es, gläserne Scherben, wer weiß, von welchem Gefäße und wie sie hierhergekommen! Der Maler hob einige vom Boden auf und schaute durch sie auf die Landschaft. In diesem Augenblicke trat die Sonne hinter einige Wolken, die ganze Gegend verdüsterte sich.

„Sehen Sie,“ sprach er, noch immer durch das farbige Glas blickend, „sehen Sie nur, wie mir die Landschaft in zaubervollem Licht erscheint! Es ist ein unnatürliches Bild, es ist falsch, aber schmeichelt den Sinnen. Ihr Park ist eine phantastische Gegend.

Welch' eine Beleuchtung, Welch' seltsamen Hintergrund haben diese Bäume! Durch dieses hier ist alles rosenfarben und durch dies andere wieder lichtblau — es ist eine Welt aus Krystallen oder Opalen. Bizarr, aber zaubervoll! Es ersetzt mir wenigstens teilweise die Sonne, ehe sie wieder aus den Wolken tritt. Sehen Sie auch durch solch' ein Glas — sie werden Wunder erblicken.“

Er reichte ihr eine der blauen Scherben über die Hecke.

Daß sie dieselbe nicht aus seiner Hand nahm, bemerkte er gar nicht und plauderte weiter, sich in seinem Elemente fühlend.

„Ja, das ist das Wesen der Kunst. Es verhüllt uns die



Leere des Lebens und führt uns mit leichten Schwingen über alles empor! Ja, so ist es! Kunst oder Liebe — etwas muß sein oder es wäre zum Tollwerden! Die Kunst ist das blaue, die Liebe das rosige Glas, durch welches man hinblickt auf die Welt. Wählen sie eines davon, oder besser noch, wählen Sie beide und es wird Ihnen wohl dabei gehen. Es ist freilich nur Illusion, wie Sie selbst behaupten, aber ist denn nicht alles Illusion? Das Gefühl des Wohlseins wie des Glends, das Leben wie der Tod, der Traum wie die Wirklichkeit? Nehmen Sie mein Bildchen als Andenken und mir gestatten Sie, diese farbigen Scherben mitzunehmen. Leben Sie wohl!“ Schweigend reichte sie ihm die bebende Hand über die Hecke. Dann riß sie mit Gewalt sich los, — er verschwand im Graben hinter der Hecke und sie blieb sinnend vor seiner Skizze stehen. Ein feuchter Erlenwinkel, durchschimmert von einem vollen Sonnenstrahl, in welchem ein Schwarm von Eintagsfliegen und Mücken tanzte . . .

Sie sahen sich im Leben niemals wieder.

* * *

In Ostende saß am Meeresstrande in einem aus Schilfrohr geflochtenen Sessel eine etwa siebzigjährige Dame, die gefurchten Hände über einer sie bis zum Kinn einhüllenden Sammetdecke gekreuzt und schaute auf den frohen und lebensvollen Reigen der Badenden, über das Meer hin und zu dem unendlichen Horizont. Es war das Ende der Saison nahe, der Tag ungewöhnlich heiß. Von Ferne ertönte Musik, erscholl Gelächter und der Widerhall der fröhlichen Gespräche mengte sich in das stille Rauschen des Meeres, welches heute nur wie im Traum atmete.

Die alte Dame schaute mit Lächeln in die Welt.

Ihr Antlitz zeigte große Spuren von Ermüdung. Ihr Auge streifte auch den gelben Sand zu ihren Füßen. Etwas glänzte ihr darin entgegen. Farbige Glasscherben!

Warum erbehte die Greisin — warum streckte sie die zitternde, abgemagerte Hand nach ihnen aus? Sie hob einige

der kleinen blauen und rosafarbenen Scherben vom Sande auf, sie schaute durch sie hin auf das in den Sonnengluten des Spätsommers funkelnde Meer. Welch' ein Zauberbild! Was für eine Pracht in dem Sprühen des Farbenmeeres!

Und große Thränen rollten der alten Frau durch die verwelkten Finger über das faltenreiche Antlitz und die Lippen der „Unerträglich“ flüsterten mit einem tiefen Seufzer: „Ja, — er hatte recht!“ — — —

Die Rose.

Es war im Mai des Jahres 1283.

Die goldene Frühlingssonne tauchte die Via del Corso, welche damals den Mittelpunkt von Florenz bildete, in ein Meer von Licht. Die frische, klare Luft erglänzte zwar noch nicht in dem tiefen Azur des Sommers, aber es lebte etwas unendlich träumerisches in ihren leichten, weichen Wellen, welche die spitzen Dächer der Patrizierhäuser, die Türme und Kuppeln der stolzen Stadt umfluteten. Aus den Höhen erscholl Gesang dem Auge unsichtbarer Vögel, aus den Gärten ringsum erklang von Zeit zu Zeit das ernste Rauschen windumschmeichelter Bäume, dann ruhte über allen wieder jene träumerische Stille voll unaussprechlichen Frühlingszaubers und rührender Anmut. Zuweilen glitt ein Ordensbruder mit fromm über die Brust gefalteten Händen vorüber, an seinem die Lenden umschließenden weißen Strick den Rosenkranz tragend. Die düstere Gestalt glitt dahin wie ein Schatten, von dessen Dunkel der reine Schnee der Tauben sich abhob, welche in großen Haufen von den Gesimsen der Signoria scheu, doch ruhig herabflatterten, so lautlos, als ob sie die Ruhe der wie in einen schönen Frühlingstraum eingewiegten Stadt nicht stören wollten.

Von dem ungefähr in der Mitte der Via del Corso sich erhebenden Hause des Bäckers Folco Portinari stand ein Jüngling — dessen schlanke Gestalt ein schwarzes, enganschlie-

ßendes Kleid bedeckte, wie es jenerzeit die Besucher der Hochschule zu tragen pflegten. Der junge Mann erwartete jemand. Er stand wie eine Statue, den Blick unverwandt auf einen blühenden Rosenstrauch gerichtet, der reich geschmückt war mit großen, vollen, berückenden Duft ausströmenden Rosen.

Langsam und mit geneigtem Haupte nahte dem Jüngling ein älterer Mann, gekleidet in die schwarze Tracht eines reichen Patriziers. Er hielt in seiner Rechten ein Papier, darin er zu lesen schien. Einige Schritte vor dem Jüngling blieb er stehen und beobachtete ihn aufmerksam und wehmütig lächelnd. Der Jüngling war so tief in seine Träumerei versunken, daß er den Ankömmling nicht erblickte. Als er empor sah, ging er rasch auf ihn zu und die Hand nach dem Blatte, welches jener hielt, ausstreckend, rief er:

„Mein Guido!“

„Nicht so hitzig, Durantel!“ erwiderte Guido und hob das Blatt über sein Haupt empor, „nicht so hitzig.“

„Du weißt, daß ich vor Sehnsucht glühe.“

„Ganz natürlich! Die Liebenden glühen immer vor Sehnsucht.“

„Du lächst mich aus?“

„Nein, Freund, aber ich zweifle, daß dich meine Antwort befriedigen wird. Ich habe mir über die Liebe eine andere Meinung gebildet, als du und als Cino.“

„Auch eine andere Meinung als Dante de Maiano,“ fiel ihm der Freund ins Wort, „ich weiß es wohl. Aber gib das Blatt in meine Hand, ich bitte dich. Siehst du, eben deine Antwort wird mich am meisten freuen; hier aber nimm,“ — er zog sie aus seiner Tasche — „hier nimm die Antwort des Dante de Maiano. Er spricht geradezu beleidigend über die Liebe, seine Ansicht ist so niedrig, wie der Horizont seiner eigenen Seele. Aber nun gib deine Antwort, ich glühe vor Sehnsucht nach ihr.“

Aber Guido Cavalcanti hielt das heißbegehrte Blatt noch

immer fest über seinem Haupte. Sein Lächeln jedoch verschwand, ein schwermutsvoller Hauch überflog sein Antlitz.

„Glaube mir, mein Durante, auch meine Antwort wird dir nicht gefallen. Wie viele giebt es, die sich für die „Treuen in der Liebe“ halten! Und wie anders denkt ein jeder über das Gefühl, welches wir Liebe nennen! Wie verschieden vom andern begreift er die Liebe! Dem Cino ist sie eine Copie, dem Dante ein Spiel stumpfer, bedeutungsloser Leidenschaft, dir eine heiße Angelegenheit des Herzens, mir aber eine Sache der kalten Vernunft. Mein höchstes Liebesziel ist die Philosophie. Das ist die süße Macht, welche mich in Fesseln schlägt. Wer aber von uns allen glaubt die Wahrheit?“

„Deine Antwort, Guido, deine Antwort will ich lesen!“

In eben dem Augenblicke, da Guido dem Ungebuldigen seine Antwort auf dessen Sonett übergab, öffnete sich die Pforte des Gartens, welcher zu dem Hause Portinaris gehörte. Zwei in Seide, aber einfach gekleidete, ältere Frauen mit strengem Gesichtsausdrucke und ein junges, schlankes Mädchen, weiß gekleidet, traten heraus. Die beiden Freunde traten zurück und verbeugten sich tief. Die Matronen dankten stolz und herablassend, das Mädchen aber neigte ihr schönes Haupt und die Röthe ihres fast durchsichtigen Angesichts erhöhte sich, so daß es der schönsten Rose glich. Scheu, wie ein Reh, nur für einen Moment, erhob sie ihre dunkelblauen Augen, dann schritt sie weiter zwischen den Matronen.

„So bescheiden ist meine Herrin und so lieb!“ flüsterte der Freund des Guido Cavalcanti. Eine unendliche Liebe leuchtete aus seinen Augen, heilige Furcht und anbetende Bewunderung verklärten seine bleichen Mienen.

Guido, älter und ruhiger als Durante, war ebenfalls tief bewegt. Indem er seine Hand auf die Schulter des Jünglings legte, wiederholte er traurig die letzten Worte eines seiner Sonette:

Sie spricht zur Seele: „Seufze ohne Ende!“

Rasch verschwand er in einer Nebengasse.

Durante Mighieri stand schweigend, den Blick auf die paradiesische Erscheinung gerichtet. Sie! Noch schwebte sie über die Straße wie ein Engel, jene „*creatura bella bianco vestita*“, wie eine Lilie zwischen den grauen Stengeln welkenden Schilfes. Sie ging dahin, wie eine schreitende Flamme und es schien Durante, als ob die ganze Pracht der frühlingserfüllten Natur, als ob der altertümliche Charakter der finstern Stadt, als ob alle Düste, aller Glanz, alles Licht nur einen Rahmen bilde, aus welchem sie lächelnd hervortritt mit der zarten Röte im Antlitz, mit der Rührung im unergründlichen Auge, in welchem das Erbarmen der hehrsten Liebe strahlte. Da ertönen alle Glocken des nahen Domes. Ein aufgeschreckter Taubenschwarm umflog das Haupt der Jungfrau wie eine Rosentwolke und verließ sie erst, bis sie die Schwelle des Domes überschritten, dessen Steine darüber wie in Freude zu erzittern schienen.

„*Ecce Deus fortior me, qui veniens dominabitur mihi*“, flüsterte wie von einer Vision umfungen Dante Mighieri.

„Ah messer Durante“, sprach hinter ihm eine Stimme, „zu welchem Gedichte sucht ihr den Schlußreim?“

Der Angesprochene wandte sich rasch um, wie einer, der aus tiefem Schlafe gewaltsam erweckt worden. Vor ihm stand das Muster eines vollkommenen Stuzers jener Zeit. In der Hand hielt er einen großen Blumenstrauß, in der reichgestickten Schärpe wiegte sich sein Degen.

„Gott mit Euch, messer Simone. Den Reim sucht ich nicht, ich bin's auch nicht gewöhnt, ihn zu suchen. Er kommt ungerufen und, glaubet mir, niemals allein.“

„Pah! Man kennt Euren Stolz. Ihr sprecht die Wahrheit nicht. Ich habe mir sagen lassen, daß Ihr öfter über einem einzigen Sonett die ganze Nacht wachend zubringt.“

„Möglich, daß man Euch wahr berichtet. Doch könnt Ihr glauben, messer Simone, daß ich nur eines bereits vollendeten Sonettes wegen wache.“

„Eines bereits fertigen? Das begreife, wer da wolle, ich

nicht. Geschrieben denke ich, ist einmal geschrieben und bleibt geschrieben. Was also noch? Ich meinerseits, wahrhaftig, ich würde wohl eher mein ganzes Leben lang über einem erst zu schreibenden Sonette brüten.“

„Das — seht messer Simone, — das begreife ich vollkommen,“ erwiderte Durante mit leiser Ironie. „Unsere Wege gehen eben auseinander.“

„Das ist wahr. Ihr sucht hier Reime, indessen ich bestellt bin, Vice aus dem Dome abzuholen, um sie nach Hause zu geleiten. Noch hab' ich Zeit, einen Spaziergang über den Platz zu machen, dann gehe ich zum Kirchenthor. Das gäbe wohl einen Stoff zu einer Kanzone, messer Mighieri?“

Ihr, Ihr seid bestellt? Und von wem?“

„Von ihr, der Tochter Folco Portinaris, hab' ich die Zusage erhalten, messer Trovatore, ich gehe schon als Bräutigam herum, als glücklicher Bräutigam. Auf Wiedersehen. Habt Ihr den Reim gefunden, dann erinnert Euch meiner!“

Dante hörte ihn nicht mehr.

Ein Meer von Finsternis umwallte ihn und wogte hinein in seine Brust. Er hörte ein Brausen und Gausen, als ob die Erde unter seinen Füßen sich eröffnete. O, daß sie ihn hinabzöge in ihren tiefsten Grund! Aber die Erde war hart und grausam, sie that es nicht. Ringsum war alles wie zuvor. Die Bäume rauschten feierlich und geheimnisvoll, die Rosen blühten weiter in alter Pracht, die Tauben flatterten längs der Gesimse, die Luft war glänzend, duftig und klar, nur in seine Brust war die Nacht eingelehrt, nur er hörte das Brausen, nur in seinem Innern that sich ein Abgrund auf, voll ewiger Qual.

Da stand er lange, unbeweglich, die noch ungelesene Antwort seines Freundes in der Hand zerknitternd. Was kummerte ihn jetzt noch diese so heiß ersehnte Antwort? Eine andere hatte er vernommen, die gleich zermalmendem Donner in sein Ohr tönte — jetzt hatte er seine Antwort.

Schritte, Gespräch und Lachen scheuchten ihn auf aus seinem düstern Traume.

Da kam sie wieder, aus dem Dome kam sie, in welchem sie ihre Andacht beendet. Sie kam wieder weiß und strahlend, aber nicht mehr zwischen den beiden Matronen. Sie ging voraus, an ihrer Seite stolzierte jener Simon de Bardi, der vor einer Weile mit ihm gesprochen. Und nun flüsternten die beiden miteinander, sie hielt seinen Blumenstrauß in der Hand und lächelte sanft. Die Matronen aber gingen hinterher im Gefühle mütterlichen Stolzes. Sie kamen näher und näher; ihr Gespräch wurde deutlicher, ihr Lachen lauter. Dante wollte fliehen, er vermochte es nicht. Die Kraft versagte ihm, es war auch zu spät. —

„Welch' ein Glück ist's doch, Euch begleiten zu dürfen,“ flüsterte Simon, „ein Glück, das mit dem Leben selbst nicht zu teuer bezahlt wäre!“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete bescheiden die Jungfrau, „ob dies ein Glück ist und gar so hoch zu schätzen.“

„Wollt Ihr Beweise?“

Die Stimme des Stuzers klang herausfordernd.

„Wie leicht ist es, sich glücklich zu fühlen, wenn man nur im Glücke gelebt hat,“ sagte sie und der Dichter fühlte, wie eine Thräne in ihrer Stimme zitterte, „aber in seinem Glücke an jene denken, die es entbehren, das ist schwerer, Signor, das ist groß.“

„Ich versteh' Euch nicht, Signora, an wen soll ich denken?“

Sie waren vor dem blühenden Rosenstrauch angelangt und blieben stehen.

„An die, welche leiden, Signor Bardi, an die, welche leiden,“ sprach sie leise.

Ehe noch Simon de Bardi ahnen konnte, was sie beabsichtige, pflückte sie die schönste Rose vom Strauche ab und reichte sie dem Dichter mit gesenkten Augenwimpern und voller Sanftmut.

Beide schwiegen.

Sie schritt mit ihrem Gefolge ins Haus, Dante allein blieb auf dem Platze zurück. Er preßte an seine Lippen die reich aufgeblühte, flammende Rose, welche ihr Auge durch eine Thräne himmlischer Liebe und unendlichen Erbarmens geheiligt.

Und noch lange, lange stand vor dem Hause des Bäckers Folco Portinari der junge Dante Alighieri. Er schaute unverwandt auf die Rose, anfangs ohne Gedanken, überwältigt vom unaussprechlichen Leid. Allmählich unterschied er die Windungen der Rose, — er sah, wie die Blätter in zarten, sanft geschwungenen Spiralen sich drehen und sein ungestümer, beflügelter Geist stieg auf diesen Spiralen immer tiefer und tiefer — seine finstere Stimmung wirkte in ihm mit zauberischer, dämonischer Gewalt, die Rose entschwand seinen Blicken, nur die Spiralen blieben zurück, die sich ewig drehen und hinunterwirbelten in einen fremden, schrecklichen, bodenlosen Abgrund. Er hatte eine Vision. Die Hölle unter einer Rose spiegelte ihm seine erhitzte Phantasie vor, sie öffnete ihren Rachen und die Hölle von Dual, die in ihm bebte, sie erhielt Gestalt und Wirklichkeit. Seine Thränen flossen nieder auf die Rose wie siedendes Blei, ätzend wie der Schwefelregen über Sodom und Gomorrha. Aber auch reinigende und erhebende Thränen thauten herab auf die Rose. Im Abglanze der Thränen schien ihm plötzlich, daß die blutig-flammende Rose erblasse, im schneeigen Glanze leuchte, daß sie wachse, wachse in riesenhafter Größe, daß sie zur Rose Empyriens werde, deren jedes Blättchen der Thron eines Heiligen ist, deren Mittelpunkt ein Flammenwirbel, auf dem die Liebe thront, die alle Sterne bewegt. Sie steht auf wie die „*creatura bella bianco vestita*“, sie geht ihm entgegen, in ihrer Hand ruht ein Kranz von unverwelklichem Lorbeer, dessen Blätter Sterne sind und durch den weiten Raum tönt wie das Brausen fallender Gewässer der Ruf der unzähligen Engelscharen: „Heilig, Heilig, Heilig, Hosianna und Alleluja!“ Inbrünstig preßte Dante Alighieri die Rose an seine Lippen. In seiner Seele fühlte er die ersten Umriffe seines erhabenen Dichter-

werkes entstehen, das ihm tröstend hinweggeholfen über den Schmerz der Liebe, über den Verrat des Vaterlandes. Er wußte nicht, daß ein junger Maler an ihm vorüberschritt, daß er bei seinem Anblick ergriffen stehen blieb, um sein großes Bild in seine Seele aufzunehmen, es kommenden Geschlechtern zur ewigen Erinnerung zu hinterlassen.

Dieser Maler war Giotto. — —

Alte Legende.

Es war in jenen schönen Zeiten, als das Gute und Böse um die Herrschaft in der Welt unterhandelten. Heute sitzt jedes wie ein verdüstertes Götzenbild schweigsam auf seinem Throne im Herzen der Menschen; heute spricht das Gute nur in Zeitschriften und prahlt da mit seinen Thaten, das Böse nur in den Gerichtssälen und seit kurzem auch in Romanen der naturalistischen Schule.

Damals lebten noch Leute, deren überspannte Köpfe dachten, daß es leicht wäre, Gutes und Böses zu versöhnen und es waren dies nicht nur Dichter, es waren dies ernste Philosophen, Richter mit weißen Perücken und ehrwürdige Priester.

Ja, eine Zeitlang schien es, als ob das Gute und Böse selbst daran dachten, sich die Hand zu reichen und aus der Menschheit und ihrer Geschichte einen „Weg zum Lichte“ zu bilden, wie es Victor Hugo irgendwo so schön sagt. Das Gute und Böse unterhandelten damals. Das Gute hatte zu Dienern Engel, das Böse Teufel. Diese Geschöpfe stritten miteinander um die Herzen der Menschen — in ihnen verkörperte sich der urewige Kampf der Finsternis mit dem Lichte. Sie begegneten sich überall, einer war stets dem andern im Wege, sie waren immer bis aufs Messer gegeneinander und dennoch jeden Augenblick bereit zur Unterhandlung, freilich zur vergeblichen.

Einst begegneten sich ein Teufel und ein Engel in der Werkstatt eines Malers.

Dieser gute Mann malte Christus, wie er Blut schwitzte auf dem Ölberge. Er schloß bei seiner Arbeit ein, der Pinsel entfiel seiner ermatteten Hand. Er hatte den ganzen Tag gearbeitet, morgen gab's eine große Feierlichkeit im Kloster und das Bild sollte zum erstenmale den Hauptaltar schmücken. Der Abt besuchte selbst am Vormittage des Künstlers Werkstatt, um ihn zur größeren Eile anzueifern. Doch jetzt, überwältigt von der Hitze des Julmittages, sank der gute Mann zurück und seinen müden Blick umflog der graue Falter der Träume, um sein Haupt einen mythischen Kreis von Erscheinungen und Phantasten webend.

Ein Engel flog vorbei — er war gewöhnt, die Malerwerkstätte zu besuchen und schaute gern von Zeit zu Zeit in die träumerischen Augen der Madonna und Cäcilia. Vielleicht erhöhte er manchmal dadurch, daß er über ihnen schwebte, ein wenig ihre ätherische Durchsichtigkeit, diesen überirdischen Zauber, welcher heute für das ausschließliche Geheimnis der alten Meister gehalten wird. Heute sah er auf der Leinwand des Malers Christus im Garten knieend, das blasse Haupt tief geneigt — über die gefalteten Hände flossen Bächlein blutigen Schweißes von der erhabenen Stirne — offenbar die Vorhersagung der Dornenkrone, die Lippen zitterten im Gebete: Ist es möglich, Vater, daß dieser Kelch an mir vorübergehe?

Der Engel blieb stehen im göttlichen Schweigen.

Über der Staffelei des Meisters, auf welcher der unvollendete Christus stand, hing an der Decke ein kleines Bild. Es stellte einen Faun dar, der einen Schwarm Libellen und Schmetterlinge von sich blies. Der Faun wollte offenbar in der Stille des Waldes ein Schläschen machen, aber ihn begannen die Libellen vom nahen Teiche und Falter aus den blütenreichen Hagebuttensträuchern zu stören.

Der Blick des Engels irrte unwillkürlich von dem blassen Antlitze Christus' zu dem aufgedunsenen Gesichte des mißge-

stalteten Fauns. Er wollte dem Blick wieder dem Bilde auf der Staffelei zuwenden, allein die Wangen des Fauns bliesen sich noch mehr auf, seine Augen glänzten fieberhaft, die behaarten Hände haschten nach den Schmetterlingen und Libellen, sie sangend und diese, funkelnd in verschiedenen Farben, tanzten um sein Haupt und schlugen mit den Flügeln den schweren, goldenen Rahmen des Bildes. Der Engel begriff. Der Gott des Bösen war hier und gab auf diese Art seine Anwesenheit zu erkennen.

Der Engel durfte nicht zurücktreten. Es begann wieder der alte Kampf, die unendliche Melodie der Vorwürfe und des Streitens — wie immer endend mit einer Wette — „Was gaffst du hier voll Entzücken auf das Bild des Meisters? Da ist auch viel daran!“ höhnte Satan.

„Du brächtest es nicht zustande, Gefelle!“ erwiderte der Engel.

„Willst du wetten, daß ich's träge?“

„Willst du wetten, daß nicht?“

„Was gilt's?“

„Schlage du vor!“

„Gut. Die Seele des Meisters also,“ sprach der Teufel. „Ich lasse da eine sichere Beute meiner Hand entgehen. Dieser Heuchler malt lauter Heil'ge, ist aber selbst ein alter Wucherer — er ließ seines Nachbarn Witwe das letzte Bett verkaufen und lebt in sündigem Verhältnis“ — „Halt' ein, Verleumder! — Um seine Seele also, daß du kein Bild zu malen imstande bist, wie dieses hier.“

„Dho!“ knurrte Satan, „wir wollen sehen! Ganz so, wie dieses hier und früher noch, eh' der Meister erwacht.“

„Es gilt!“

Satan stieg von der Decke herab, nahm seinen haarigen Schweiß in die Hand und verwischte mit einem Streiche die feuchte Malerei des Meisters, dann bereitete er sich die Leinwand vor, schob leise den schlafenden Meister beiseite und begann zu malen.

Ich verrate, daß Satan anfangs auch nicht im mindesten des Gelingens gewiß war, er schloß die Wette aus purem Übermut, aus purer Teufelei.

Er wunderte sich selbst, wie geschickt er den Pinsel führte, wie schön er die Farben zusammenstellte — wie schnell er mit Kohle die Umrisse des Hauptes und Körpers Christi, sowie die Bäume und die ganze Umgebung skizzierte. Es ging ungewöhnlich gut und schnell von statten. Die Farben hatten Glanz, Wärme und Leben. Der Ausdruck des Hauptes Christi gab ihm freilich am meisten Arbeit — aber der Teufel hat seit jeher ein gutes Gedächtnis und Imitationstalent. Er brachte auch das zustande, so daß der Engel anfing, unruhig zu werden. Doch Übermut kommt zu Fall. Berauscht durch seinen eigenen Triumph vergaß sich der Teufel dennoch — die ihm angeborne Teufelei regte sich zuletzt doch in ihm. Als er die Hände und Füße des göttlichen Meisters vollendete, schlug sein satanischer Humor eine Rakete schauerlicher Blasphemie; in der Gewißheit seines Sieges erlaubte er sich einen Scherz — er malte dem göttlichen Meister auf den linken Fuß Teufelstrahlen.

„Du hast verloren! donnerte hinter ihm der Engel, als kaum noch der Pinsel Satans die letzte Kralle zeichnete, „so war nicht das Bild des Meisters!“

Satan zischte, zerbrach den Pinsel, wollte die Staffelei umstürzen — da erwachte der Maler! Beide, der Satan und der Engel, mußten fort — vielleicht beendeten sie ihren Streit um die Seele des Malers irgendwo über dem Sternenraum.

Gleichzeitig trat der Abt mit zwei Mönchen ein. Sie kamen, das Bild für die morgen stattfindende Feierlichkeit abzuholen. Der Meister, sie ehrfurchtsvoll begrüßend, wollte ihnen sein Werk übergeben. Doch sieh! Er erbleichte und schwankte vor Entsetzen. Der Erlöser hatte auf dem linken Fuß Krallen einer Fledermaus — das hatte er doch nicht gemalt — oder war er toll geworden?

Gleichfalls erstarrt standen vor dem Bilde der Abt und

die Brüder. Sie glaubten den Versicherungen des Meisters, der sich beinahe das Leben nehmen wollte, daß dies sein Wert nicht sei, denn Vormittag hatte ja der Abt das beinahe vollendete Bild gesehen und da hatte Christus menschliche Füße! Einer solchen Lästerung war der alte Meister auch nicht fähig!

Morgen aber ist die Feier — was nun beginnen?

„Wir wollen indessen das Bild, wie es ist, auf den Hauptaltar stellen;“ meinte der Abt, „wir wollen darunter Blumen in solcher Höhe aufstellen, daß sie die Füße des Erlösers vollständig verdecken. Nach der Feier wird's der Meister ändern. Es ist ersichtlich, daß Satan eifersüchtig war auf die Feier Gottes, welche ohne dies Bild unmöglich werden mußte und er wollte das Kunstwerk verderben. Doch umsonst war sein Bemühen. Wir müssen indessen ein strenges Schweigen bewahren!“

Und so geschah es auch. Die Feier gelang. Das Bild ward gerühmt und gelobt — aber der Meister änderte nichts mehr daran. Den Morgen nach der Feier lag er entsetzt in seinem Bette.

„Seht nur, er lästerte dennoch,“ sprach der Abt, „und wir beschuldigen den Teufel.“

Das Bild blieb, wie es war — was mit der Seele des Meisters geschehen, das weiß ich heute nicht; vielleicht erfahren wir das erst einmal im Thale Sosaſat.

Vor der Premiere.

Er stand auf der vom Halbdunkel erfüllten Bühne. Durch das Guckloch im Vorhänge schaute er in den Saal, der sich langsam füllte. Nicht, daß ihn Trema gepackt hätte, aber es war ihm unbehaglich, sehr unbehaglich zu Mute. Er wünschte, im Orchester möge die Musik erklingen — der Vorhang möge schon emporgehen, er wünschte, daß — ja, daß sein Stück lieber gar nicht gespielt werde. Dieser Gedanke bemächtigte

sich seiner plötzlich mit verzweifelter Stärke. Er klammerte sich an ihn, wie der Sinkende an den Strohhalme — er war entschlossen, ihn zur That zu machen.

Er wandte sich um und sah in Gruppen die Darsteller seines Stückes in ungeduldiger Erwartung stehen. Kostümiert und geschminkt sahen sie im Halbdunkel der Bühne gespenstisch aus. Ihn dünkte, daß er sich sie nicht so vorgestellt, daß waren nicht die Gestalten, die in stillen, späten Stunden vor seinem Schreibtische auftauchten und seine Träume bevölkerten — diese dort waren geschminkt bis zu den Brauen, unter denen wie aus schwarzen Höhlen die Augen schauten. Er suchte nach einem bekannten Gesicht, da trat der Direktor ein. Zu ihm wollte der Dichter und ihm sagen — lächerliche Thorheit — daß man das Stück nicht geben solle, daß er's nicht mehr wolle, nicht erlaube, nicht er habe das Stück verfaßt, es sei eine Mistifizierung des Publikums und der Theaterleitung — er werde sich morgen das Leben nehmen und Gott weiß, was er noch für Unsinn sprechen wollte.

Er that zwei Schritte, da kam aus den Couliissen der Regisseur und flüsterte schnell dem Direktor etwas zu. Im Orchester begann die herkömmliche Musik, gestört durch das Auf- und Zuklappen der Sitze, das leise Plaudern, das Klauschen der Kleider und der Theaterzettel, das gegenseitige Begrüßen der täglichen Gäste, der Abonnenten. Er ließ den Blick nicht vom Direktor. Wenn dessen Unterredung mit dem Regisseur beendet, wollte er vor ihn hintreten und seine Gedanken enthüllen. Der Regisseur erklärte, der Direktor hörte gleichgültig zu, das Orchester spielte hinter dem Vorhange und ihm war's, als müßte er verrückt werden. Ihm schien es, als sei er wirklich nicht der Autor des Stückes, welches nach Bewältigung vieler Hindernisse endlich aufgeführt werden sollte, er bildete sich ein, daß all' die Scenen, von denen er sich großen Erfolg versprochen, nicht er verfaßt, daß er die eine in Shakespeare gelesen, die andre in Goethe, diese wieder war von Sardou — ihm kam es vor, daß jene Gedanken, die er seinen Helden in den Mund gelegt,

nur ganz alltägliche, banale, leichte Sätze seien — vor seinem Blick entrollte sich das ganze Manuscript und mit Entsetzen fühlte er, daß es besser gewesen wäre, er hätte sich und seinen Freunden an dem Feuer desselben Gläser heißen Thee's in langen Winternächten bereitet. —

Der Regisseur entfernte sich, aber gleich war der Maschinenmeister an seine Stelle getreten. Mit Besorgnis im Antlitz zeigte er nach dem Hintergrund der Bühne — der Direktor hörte mit großer Theilnahme zu, ja dem Autor bedünkte, als ob der Direktor erschrocken sei. Triumph! Vielleicht ist etwas geschehen — irgend ein Unglück vielleicht, einer der Schauspieler tötete sich durch unglückseligen Fall oder ein Feuer brach aus auf den Brettern. Wenn's Wahrheit wäre! Dann fand er doch Erlösung!

Auch der Maschinenmeister entfernte sich — er stürzte auf den Direktor zu — da aber erklang zum drittenmale das Glockenzeichen, eine fremde, starke Hand riß ihn zurück in die Coulissen und der Vorhang ging empor. Ein grelles Licht ergoß sich rings um ihn — der Zuschauerraum verfinsterte sich und schon flossen seine Worte von den Lippen der Schauspieler — — —

Er faßte nach seinen Schläfen — sie waren mit kaltem Schweiß bedeckt — aber er fühlte sich dennoch mit einemmale wohler — das grelle Licht hatte ihn zum Bewußtsein gebracht und gerettet. — —

Um eines Huhnes willen.

In seinem alten Lehnstuhle, dessen Lederüberzug, einst wohl schwarz gewesen, jetzt ins Grauliche hinüberspielte, saß der Güterverwalter Herr Christian Taube und steckte seine stark gerötete Nase, welche beinerne Brillen schmückten, in vergilbte Papiere, die vor ihm auf dem Tische lagen. Er glich einer merkwürdigen Spinne, dieser Herr Verwalter!

Vor dem schwarzen Gitter des altertümlichen Schreibtisches stand in respektvoller Entfernung ein herrschaftlicher Musketier. Er stand da in militärischer Positur, aufrecht, die Fersen aneinander geschlossen, die Arme hingen längs des abgetragenen Rockes nieder.

Der Herr Verwalter hielt es nicht der Mühe wert, den Kopf zu erheben. Endlich begann er sich zu räuspern und sprach mit langgedehntem, ernsthaftem, ja strengem Tone:

„Diese Zigeuner darf Er hier nicht dulden! Hat Er verstanden?“

Der Musketier stand unbeweglich und schwieg.

„Ist Er ein Türke? Die Zigeuner darf Er hier nicht dulden, wiederhole ich, Er läßt sie über die Grenze peitschen! Hört Er?“

Der Musketier rührte sich nicht.

„Ich will Ihn peitschen lassen!“ schrie der Verwalter, durch die Unbeweglichkeit des Musketiers in Wut versetzt.

„Wie's Euer Gnaden beliebt,“ sprach der Musketier, „wie's beliebt, aber die Zigeuner bleiben im Orte.“

„Bleiben, wenn ich nicht will!“ brauste der Verwalter auf, „ei, das wäre! Weiß Er, mit wem Er spricht?“

„Die Zigeuner bleiben im Orte,“ wiederholte ruhig der Musketier, „Ihre Durchlaucht geruhte so zu befehlen. Ihre Durchlaucht, die edle Fürstin will dem neugeborenen Zigeunerkinde selbst Gevatterin sein. Und darum müssen die Zigeuner im Orte bleiben.“

„Er ist verrückt, hört Er?“ knurrte der Herr Verwalter.

„Durchaus nicht, es ist dies der Wille der durchlauchtigen Frau Fürstin.“

„Und Er meint, ich lasse mir so etwas einreden? Ich? Da irrt Er sich gewaltig! Gleich gehe ich aufs Schloß und rede mit der Durchlaucht. Das wäre schön! Ihre Durchlaucht Gevatterin bei solchem Gesindel! Wo hat Er das gehört? Ich hielt Ihn wirklich für klüger, Musketier, aber ich merke, Er ist doch nur ein Stück Holz!“

Das „Stück Holz“ blieb ruhig auf seinem Platze stehen. Der Verwalter war außer sich vor Zorn und Wut. Er suchte hastig in der Tabatiere, schlug mit der Faust auf den Tisch, warf alle Papiere in Unordnung, sprang endlich auf und donnerte den entsetzten Musketier an:

„Ich werde mich überzeugen! Verstehst Er? Ich will mich überzeugen und ist dem nicht so, dann sei Ihm Gott gnädig! Hört Er? Und jetzt — allons!“

* * *

In dem reizenden, nach chinesischer Art eingerichteten Salon, in jenem, der die schönste Aussicht auf die herrschaftlichen Gärten gewährte, saß an einem trübem, nebelreichen November-Nachmittage eine kleine Gesellschaft.

Der Fürst saß beim Fenster, eine dultige Havanna rauchend, und achtete nicht des Geplauders, welches vom Tische herüberscholl. Die Gesellschaft war ein bißchen bunt: der Güterdirektor Tausch, ein kleines, untersetztes Männchen; der Pfarrer Römer, ein biederer Landmann mit breitem, ewig lächelndem Gesichte; der demutsvolle Lehrer und Kantor Schwalbe, der sich beständig verbeugte und entschuldigte, daß er oft selbst nicht wußte, warum; der Oberförster Fuchs, der sich augenscheinlich recht langweilte, da er gerne sein vielgeliebtes Tarock gespielt hätte, was leider ohne höhere Initiative nicht gut möglich war. Der Fürst bagatellisierte ersichtlich die ganze Gesellschaft — er pffif, indes die anderen plauderten, irgend eine Arie vor sich hin und blickte mit ostentativer Gleichgültigkeit zum Fenster hinaus in die nebelumhüllten Gärten.

Die Fürstin spielte die Wirtin und reichte selbst den Thee herum.

Das Wort hatte just der Herr Pfarrer.

„Durchlaucht können gar nicht wissen, wie fest diese Zigeuner an den lieben Herrgott glauben. Ich habe seit gestern über sie ganz andere Ansichten und Gedanken als früher.“

„Was ist Ihnen denn begegnet, Herr Pfarrer?“ fragte die Fürstin.

„Es war Allerheiligen, da kommt ein Zigeuner zu mir, sagt nicht A und nicht B, sondern legt schweigend einen Gulden auf meinen Tisch. Was willst du?“ fragte ich ziemlich scharf. — „Das ist für eine Messe, ehrwürdiger Herr; morgen ist ja Allerseelen.“ Das ergriff mich. „Behalte du nur deinen Gulden,“ sagte ich, „du kannst ihn besser brauchen als ich — deiner Toten will ich morgen im gemeinsamen Gebete gedenken. Geh' mit Gott!“ — „O nein!“ widersetzte sich der Zigeuner. „Hochwürden könnten vergessen und ich will, daß Sie eine Messe lesen.“ Er ließ den Gulden liegen und eilte fort. Ich konnte beim besten Willen ihm nicht den Gulden zurückgeben und mußte die Messe lesen,“ endigte der Pfarrer, seinen Thee schlürfend.

„Auch ich bin der Ansicht, daß die Zigeuner keine bösen Menschen sind,“ fügte schüchtern der Lehrer hinzu.

„Doch sind sie im Walde überflüssig und wir sehen sie dort nicht gerne,“ fiel der Oberförster dem Lehrer ins Wort, „wo sie hingeraten, lassen sie die Reste ihres Feuers zurück und zuweilen noch schlimmere Andenken.“

„Ich bitte Sie, was läßt sich dagegen thun?“ meinte Direktor Tausch, „zehnmal jagt man sie fort, aber sie kommen immer wieder zurück; es ist besser, man achtet nicht auf sie — heute sind sie hier und morgen dort —“

„Der Herr Direktor hat recht,“ bemerkte die Fürstin, indem sie, auf der Ottomane sich wiegend, mit Kennermiene den Thee schlürfte, „er hat ganz recht, ich bekenne, daß ich für die Armen wirklich Sympathie fühle, ja, ich erklärte mich bereit, bei dem neugeborenen Zigeunerkinde Gevatterin zu stehen — —“

„Der Herr Verwalter Taube,“ meldete der livrierte Bediente an.

Herr Taube trat ein und verbeugte sich tief. Niemand bekümmerte sich um ihn, er blieb bescheiden an der Thürschwelle stehen, indes die Fürstin weiter sprach:

„Gevatterin bei dem Zigeunerkinde, das gestern auf die Welt kam.“

„Eine edle That, Durchlaucht,“ sagte gerührt der Pfarrer.
 „Da wird es wenigstens ein Fest geben,“ meinte ironisch der Oberförster.

Der Fürst trommelte mit den Fingern gleichmütig auf die Fensterscheiben.

Der Verwalter stand noch immer mit vorgeneigtem Oberkörper an der Thür.

„Ah, unser Herr Verwalter!“ begrüßte ihn die Fürstin.

„Durchlaucht —“ stotterte Herr Taube.

„O, bitte, setzen Sie sich nur! Wissen Sie schon, daß wir morgen eine schöne Feier begehen werden, es giebt eine Zigeunertaufe, der Herr Pfarrer wird die Taufe vornehmen und ich werde Gevatterin sein — Sie glauben gar nicht, wie ich mich darauf freue.“

„Wahrhaftig, ein ganz absonderlicher Einfall Ihrer Durchlaucht, da aber Durchlaucht wollen —“

„Der Herr Verwalter ist kein Freund der Zigeuner,“ bemerkte bissig der Pfarrer.

„Ich stimme mit dem Herrn Verwalter überein,“ sagte der Oberförster, „wir betrachten die Sache etwas nüchtern.“

„Das schadet nichts, Durchlaucht, das schadet nichts,“ sprach begütigend der Direktor, „wenn auch die Meinungen auseinander gehen —“

„Wir wollen sie beim Tarockspiel versöhnen, nicht wahr, Herr Oberförster,“ meinte die Fürstin lächelnd.

„O, vortrefflich, Durchlaucht, gewiß, gewiß,“ frohlockte der Oberförster, „die Zigeuner sind ja auch Menschen —“

„Freilich, aber Tarock spielen sie nicht,“ ließ sich die ironische Stimme des Fürsten vom Fenster her vernehmen.

Sie spielten.

„Und wie heißt der glückliche Vater?“ fragte nach kurzer Pause der Direktor.

„Man nennt ihn Mischa,“ erwiderte der Pfarrer; „das Kind wird vermutlich nach Ihrer Durchlaucht Marie Eugenie heißen . . .“

Das Plaudern verstummte allmählich im Laufe des Spieles.

* * *

„Wie geht's meinem Patenkinde?“ fragte die Fürstin einen unter ihrem Balkon stehenden braunen Mann, der, seine zerdrückte Mütze in der Hand, mit dem Ausdrucke ungewöhnlichen Respektes zu ihr emporschaute.

„Ich danke, Durchlaucht,“ antwortete Mischa, „es geht ihm gut und wie sollt' es auch nicht! Ein solches Glück!“

Die Fürstin lehnte an der wappengeschmückten Brüstung des Balkons und rauchte eine Cigarette.

Es waren etwa fünf Tage seit der Taufe verstrichen, die mit so besonderer Feierlichkeit vor sich ging, daß im Orte niemand einer ähnlichen sich erinnern konnte. Das Kind des Zigeuners wurde wirklich Marie Eugenie genannt, der ganze Haufen ward reich beschenkt und die Kleine erhielt ins Wickelband als Patengabe dreißig Dukaten.

Wir müssen gerecht sein und bemerken, daß Mischa sich heute nicht getraute, die Herrschaft etwa aufzusuchen. Nur ein Zufall war's, daß ihn die Fürstin an der Bohnenhecke der Fasanerie stehen sah und sie rief ihn selbst näher.

Mischa war wirklich ein schöner Mann, stark von Körper, gerade gewachsen und ein tiefschwarzer Bart umrahmte das stark gebräunte Antlitz.

Die Fürstin blies blaue Rauchwolken aus ihrer Cigarette und sah mit Wohlgefallen bald auf Mischa, bald auf die gelbschimmernden Baumwipfel der nachbarlichen Gärten.

„Der Wöchnerin geht es doch auch wohl, Mischa?“

„Ja, ganz wohl,“ erwiderte der Gefragte ruhig.

„Hat sie auch alles, was sie braucht?“

„Alles, Durchlaucht.“

„Ei, Mischa, eines hat sie doch nicht, wie ich glaube.“

„Ich wüßte nicht, Durchlaucht —“

„Ein Fuhrn mit Radeln,“ lachte die Fürstin.

„Ein Huhn mit Nudeln? Nein, das hat sie nicht — woher sollt' es die Arme auch nehmen?“

„Nun denn, nimm dir selbst eines! Sieh, dort, an der Hecke wühlt just eines, das recht fett ist — fang' es dir ein und Koch' es für deine Frau.“

Mischa zögerte.

„Ei, warum bleibst du stehen?“ rief die Fürstin lachend, „ich darf dir wohl ein Huhn schenken! Wie dumm du bist! So fange dir's doch und eile fort!“

Mit fabelhafter Gewandtheit drehte sich Mischa zu der bohnenumwachsenen Hecke, und eh' er fünf zählte, verschwand das Huhn, ohne einen Laut von sich geben zu können, in der Tiefe seines Brustlages. Die Fürstin sah lachend zu.

„Du machst es gut, Mischa!“ rief sie ihm nach, den Überrest ihrer Zigarette wegwerfend. Mischa hörte sie nicht mehr — der war längst weit fort.

* * *

Es war sein Unglück.

Der Weg vom Schlosse in den Wald führte an der Wohnung des Verwalters vorüber. Diese war ein unansehnlicher, einstöckiger, weinlaubumrankter Bau. Die Dorfbewohner nannten ihn kurzweg „Quartier“. Mischa mußte also an dem „Quartier“ vorbei, dem war nicht auszuweichen. Er hoffte, unbemerkt vorüberzugleiten — und wenn auch nicht — die Fürstin hatte ihm ja das Huhn geschenkt und sie selbst würde dies auch im Notfalle bezeugen.

Mischa schritt also ohne Furcht seines Weges.

Der Verwalter Taube stand zwischen der Thür und rauchte aus einer langen Pfeife:

„Wohin, Bursche!“ donnerte er Mischa entgegen.

„Nach Hause, Euer Gnaden, ins Dorf zu meinem Weibe.“

„Kerl, was hältst du da an der Brust versteckt?“

Ehe Mischa antworten konnte, verriet das Huhn seine Gegenwart; er preßte es mit liebevoller Zärtlichkeit an sein Herz

„Sag' ich's nicht immer!“ ereiferte sich der Verwalter, „was ein Zigeuner ist, ist ein Dieb! Her mit dem Huhn!“

„Ich bekam's von der Frau Fürstin,“ wagte der Zigeuner schüchtern zu bemerken.

„Das könnte jeder Dieb sagen. Her damit!“

Aber Mischa, zu seinem Unglück, machte sich auf die Beine und entfloß. Dadurch bestärkte er den Verwalter in seinem Verdachte.

„Ein Dieb,“ schrie Herr Taube, so laut er konnte, „ein Dieb, fangt ihn! Ergreift ihn!“

Mischa lief.

„Der Zigeuner stahl ein Huhn, ergreift ihn, fangt ihn!“ schrie der Verwalter, das lange Pfeifenrohr in der Luft schwingend.

Mischa lief.

Das Gesinde kehrte aus den Feldern heim.

Einige blieben stehen und schauten Mischa nach, andere liefen bereitwillig hinter ihm her, als sie merkten, daß ihn der Verwalter verfolge.

„Wer den Burschen festhält, kriegt einen Thaler!“ schrie der Verwalter.

Dieser Ruf elektrifizierte auch die Gleichgültigen unter den Leuten.

Und Mischa lief.

Es begann eine wilde, verzweifelte Jagd auf einen Menschen, Die Knechte waren stark und behend. Die Hoffnung, den Thaler und des Verwalters Gunst zu gewinnen, außerdem auch die erwachte Antipathie der Landleute gegen Zigeuner, vielleicht auch der Neid wegen der Gevatterschaft der Fürstin — all' dies bewirkte, daß die Menge, so schnell als sie vermochte, Mischa nachstürmte.

Und Mischa lief.

Ihm deuchte dies anfangs leicht genug. Dieser Rotte sollte er nicht entfliehen? Der Sohn der Pustta hatte Flügel an den Sohlen. Aber die wilde Rotte war ihm bald nahe. Sie jagte ihn ins Feld, wo erst unlängst Kartoffeln ausgegraben

worden. Der Boden war aufgewühlt und durchlöchert, Miska stolperte unaufhörlich. Verzweifelt drückte er das Gahn an die Brust, gab nicht mehr acht auf die Richtung des Weges, er lief nur, er lief, er lief!

Er hörte Stimmen hinter sich. Doch wandte er sich nicht um. Er hätte dies thun sollen — er hätte gesehen, daß seine wahnsinnige Flucht nicht mehr nötig sei, daß er seiner Kräfte ein wenig schonen könne, denn die Verfolger waren jetzt ein tüchtiges Stück zurückgeblieben. Er aber kehrte sich nicht um und ihr wildes Geschrei täuschte ihn. Er dachte, sie seien ihm dicht auf den Fersen und darum verdoppelte er die wahnsinnige Eile seines Laufes.

Die Schnellsten und Gewandtesten des Ortes eilten ihm nach. Als kräftiger Ansporn erwies sich die beleidigte bäuerliche Ehre — sie sollten einen Zigeuner nicht erwischen?! Die ganze Gegend würde davon erzählen, sie wären für immer dem Hohne preisgegeben. Das fehlte noch! Und darum ihm nach!

Und Miska lief wie ein Wahnsinniger!

Die ebene Gegend vor ihm dehnte sich in die Weite, unter seinen Füßen wellten sich die Furchen des neugeackerten Feldes — ein verräterischer schlüpfriger Boden für einen Fliehenden! Raum vermochte er noch Atem zu schöpfen, vor seinen Augen tanzten Räder, in den Ohren hörte er ein furchtbares Brausen und Rauschen, die Brust arbeitete mächtig und kalter Schweiß perlte ihm über die Schläfen nieder — aber dennoch unterbrach er seinen Lauf nicht.

Er schaute empor. Der Himmel war grau, als hätte ihn jemand verschlossen mit dem großen, unbeweglichen Deckel eines Riesensarges. Dunkelheit schwebte herab — hier und dort fielen einzelne schwere, große Regentropfen nieder, wie Thränen auf die durchwühlte Erde.

Und Miska lief weiter, weiter — —

Die ganze Welt drehte sich mit ihm. Die Verfolger mußten dicht hinter ihm sein — er hörte ihr Stampfen, Poltern und

Schreien. Aber weiter nur, weiter! Dort am Horizonte dunkelte sich schon der Wald, dort ist er daheim, dort stehen ihm seine Kameraden zur Seite — morgen muß sich dann alles aufklären und sein Weib wird sich dennoch heute Abend das Huhn schniecken lassen.

Er konnte nicht ausdenken. Die tanzenden Bilder vor seinen Augen wurden bunter und wechselten mit Blitzesschnelle, ein unbestimmtes Gefühl schnürte wie eine Faust ihm krampfhaft die Kehle zusammen, in seinem Kopfe hämmerte es gewaltig und Mischka sank hin auf die feuchte Erde, in seinem Falle das Huhn unter sich erstickend.

Noch einmal raffte er sich auf, vielleicht wär' es ihm dennoch geglückt, zu entrinnen, hätte er den richtigen Weg zur Flucht eingeschlagen, aber ganz betäubt und von Sinnen, warf er sich gerade nach der entgegengesetzten Seite — in die Arme seiner Verfolger.

Da flog ihm der erste Stein an den Kopf.

Skaum fühlbar wars, nur wie ein leichter Streich; er empfand keinen Schmerz, nur etwas Warmes strömte ihm reichlich über das Gesicht. Er griff nicht einmal darnach, um das Huhn nicht loszulassen, und floh weiter.

Ein Regen von Steinen und Holzkütteln fauste auf ihn nieder.

Mischka fiel mit dem Gesichte zur Erde. Mit wildem Jubel warf sich die Kotte auf den Armen und stampfte, trat ihn im wahren Sinne des Wortes in die Erde.

Noch atmete er, noch vermochte er sich umzukehren; aber als er zum Himmel emporschauen und den Namen seines Weibes, seines Kindes flüstern wollte, da fiel eine schwere Erdscholle in sein Gesicht und erstickte seine letzten Seufzer.

Wo er niedergesunken, ließen sie ihn liegen — sie entrißen ihm nur das tote Huhn und brachten es wie eine Trophäe zum Herrn Verwalter. —

Bald strömte ein dichter Regen zur Erde nieder. Aber Mischka fühlte nicht mehr die kühlenden Fluten — dieses ver-

spätete Mitleid des Himmels — sein Antlitz war ja noch kälter, und daheim im Lager erwartete ihn seine Frau vergebens. — —

* * *

Mit gekrümmten Rücken stand am anderen Tage der Herr Verwalter Taube in dem chinesischen Salon.

Er stand schüchtern an der Thürschwelle wie ein Schuldiger; er wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

Am Fenster stand der Pfarrer Römer; sein gutmütiges Gesicht war umwölkt und von Zeit zu Zeit entrang sich seinen Lippen ein Seufzer.

Die Fürstin ging im Salon in nervöser Erregung auf und ab. Ja, es waren Thränen in ihren schönen Augen zu sehen und ihr Antlitz war furchtbar bleich.

Plötzlich blieb sie vor dem Verwalter stehen und sagte mit scharfem Tone:

„Weiß Er wohl, daß Er gestern einen Menschen umgebracht hat?“

Dem Verwalter ging der Ton sicher ins Gebein, denn er zitterte und antwortete nicht. Er senkte noch tiefer sein Haupt.

Der Pfarrer neigte zustimmend und ernst das Haupt und die Fürstin sprach weiter: „Geh' Er und daß Er nie es wage, wenn er hierher kommt, mir unter die Augen zu treten! Er flößt mir Entsetzen ein! Ich will ihn, so lang ich lebe, nicht mehr sehen!“ Und sie machte eine gebieterisch hinausweisende Bewegung mit der Hand

Wortlos, sich tief bis zur Erde verneigend, entfernte sich der Verwalter.

* * *

Draußen, im Gange, begegnete er dem Fürsten. Er drückte sich an die Mauer, um unbemerkt fortzuschleichen, aber der Fürst blieb lachend vor ihm stehen, klopfte ihm auf die Schulter und sagte freundlich:

„Er ist doch ein ganzer Kerl, lieber Taube — Er macht mir wirklich Freude!“

Poesie und Prosa.

Sie wohnten beide in einem Hause einer abseits gelegenen Straße der großen Stadt.

Der Bäcker, ein Mann von untersehter Natur, breitschulterig, mit Muskeln, wie von Eisen, durch Arbeit abgehärtet und entwickelt, bewohnte sämtliche Parterrelokalitäten. Er war, was man einen alten Bopf zu nennen pflegt, dem — das dicke und gutmütige Gesicht ließ diese Folgerung zu — sein Handwerk gut bekommen und der wahrlich keine Sehnsucht nach einem andern Wirkungskreis fühlte.

Die Backstube, der unaufhörlich ein warmer Hauch und ein wunderbarer Duft dumpfigen Mehles und gebackenen Brotes entquoll, endigte in einen kleinen Laden mit großen, vergitterten Fenstern und kleiner Seitenthüre, an welcher ein Glöcklein angebracht war, das tagsüber nicht aufhörte zu klingeln.

Über dem Bäcker wohnte ein Parfümeur. Das war kein gewöhnlicher Handwerker — das war ein Mann, der sich von erfinderischem Geiste beseelt fühlte, der immer neue und verschiedenartige Düfte zu schaffen suchte. Der Duft von Veilchen und Rosen, von Neseben und Nelken, von Moosblumen und Moschus deuchte ihm banal, alltäglich. Der Umstand, daß ja gerade diese Düfte die beliebtesten zu sein pflegen, beirrte ihn nicht. Ganze Nächte durchwachte er in seinem engen, schmalen Arbeitszimmer — er destillierte, kombinierte, mischte, löste auf, siebte und kochte. Er ließ seiner Phantasie den freiesten Flug, selbst über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus, nur, um eine neue Welt neuer, bisher nicht gekannter Düfte zu entdecken. Er besaß eine eigene Vorliebe für das Scharfe und Übelriechende, wie es etwa gesottene überreife und schon in leichte Fäulnis übergegangene Marillen oder Ananasse besitzen, für Duftarten, welche die Arterien durchfahren, wie ein beim Ramm der Violine genommener falscher Ton oder wie eine gewaltsame Verschmelzung zweier sich einer solchen gänzlich widersehtender Farben.

Durch seine anstrengende Arbeit ward er ein wenig bucklig und hager, in seinen Augen glühte es und die Nase im Rahmen des schwarzen Haares hatte gleichsam durch die Düste, mit denen sie eine stete Verbindung unterhielt, ein langgezogenes, scharfes Profil erhalten.

Seine Erzeugnisse lieferte er in keine große Fabrik. Er hatte nur wenige Kundschaften und auch diese waren nicht sicher. Manchmal ertönte, wie ein echter, musikalischer Ton in dem endlosen Klimmern des Bäckereiglöckchens, auch das Glöckchen an seiner Thüre — ein Mädchen trat ein oder eine Demimondlerin oder ein junger Mann oder ein alter Geck — sie schauten die Waren durch, wählten etwas und jeder trug dann in einer kleinen Phiole aus schönem, geschliffenem Krystall in orientalischer oder venetianischer Façon, einige Tropfen bizarr duftender Essenz,, in welcher Opoponaxtropfen die Seele der chinesischen Lüste umarmten, oder aus welcher der über die altjungferliche Seele der Reseda triumphierende Ambraduft hervorschauchte. Seine Käufer wurden an Zahl immer geringer und geringer — aber stets saß er über seine Arbeit gebeugt, immer nach neuen Eindrücken forschend, nach neuen Tropfen der raffinierten Blumen-seelen suchend.

Das Glöcklein des Bäckers klingelt immer brutaler, von unten wird das Feilschen der Leute hörbar, das Werfen des Geldes auf den Pult, das lustige Plaudern der Gesellen und Köchinnen, das Lachen der Kinder, das Gerassel der Lastwagen, das Ausrufen der Verkäufer — ein buntes Getümmel und Leben . . . Bis in die späte Abendstunde dauerte der Lärm — dann verstummte er. Nur ein leises Geräusch aus der Backstube blieb hörbar — man konnte wahrnehmen, wie die Backöfen in Stand gesetzt und geheizt wurden, wie man die Brote hineinschob, die fertig aus den Ofen gezogenen abstäubte. Um zwei Uhr wird es still; aber als ob die Leute gar nicht den Morgen abwarten könnten, fing der Rummel um vier Uhr wieder an.

In solcher Nacht saß er allein, über Bücher gebeugt, über

Blüten erotischer Flora, über verschiedenen in Fäulnis befindlichen Stoffen, aus denen er mit geistreicher Analyse oder Kombination die in ihnen verschlossenen oder schlafenden Seelen des Duftes hervorlockte. In solcher Nacht hörte er zuweilen, wie in der Stille, nur vom scharfen Gezirp der Grillen begleitet, aus dem Backtrog das wunderbare Lied des Brotes emporklang:

„Ich bin das Manna der Armen, die Hostie des Lebens der durch Arbeit Beschwerten und Ermüdeten. Jeder Brocken ist heilig, ist Schweiß des Arbeiters, ist Thräne der Waisen. Ich flöße das Leben ein, denn ich bin das Leben, ich dringe aus dem Erdschoße, gedeihe und wachse, ich atme Mutterwärme, ich bin Fleisch und Milch, in mir sind Phosphorembryos für das Gehirn der Denker, aber auch Muskelzellen für die Hand des Arbeiters. Ich bin das Manna der Armen, die Hostie des Lebens der durch Arbeit Beschwerten und Ermüdeten.“

Er lauschte dem seltsamen Liede, große Thränentropfen rieselten über seine bleichen, eingefallenen Wangen. Von seinen Lippen floß ein Gebet zum Himmel: „O, Gott, wie glücklich sind, die mit etwas Alltäglichem die Welt beglücken können und doch danke ich dir, daß du nicht den Bäcker dort unten aus mir geschaffen — daß du mir das Opium der Ausgewählten zu kosten gabst, wenn auch um den Preis des Lebens!“

Aber im gleichen Augenblicke griff er mit der Hand in seine Tasche, zog zwei armselige Geldstücke hervor, wog sie lange in der Handfläche und flüsterte dann mit schmerzlichen Lächeln:

„Es ist schon Zeit, daß ich gehe, mir Brot zu kaufen.“ —

Lebende Bilder.

Ich verirrete mich nach ungefähr fünfzehn Jahren in einen malerischen Winkel des südwestlichen Böhmens, wo ich einst mehrere der schönsten Jugendjahre verlebte.

Es war ein Sonntag.

Im Laufe des Vormittags erledigte ich meine Angelegenheiten spielend und rasch. Ich hätte mit dem Mittagszuge wieder nach Prag zurückfahren können, aber ein besonderer Zauber hielt mich zurück. Der Zauber der Erinnerung zog mich nach den Orten hin, von denen aus ich begonnen in das Leben zu schauen, in die Welt. Die Macht der Erinnerung an die Vergangenheit mit ihrem ganzen Gefolge der ersten Träume und Ahnungen, jugendlicher Illusionen, Kämpfe und Täuschungen war stärker, und ich blieb.

Ich dachte nicht lange nach, wie den Nachmittag zu töten. Zwei kleine Stunden von der Stadt entfernt, ragen aus einem Kranze düsterer Tannen die weitgedehnten Ruinen einer Burg hervor. Dort findet sich gewöhnlich am Sonntag Nachmittag die bessere Gesellschaft aus der Stadt zusammen. Der Weg führt durch den Wald und das Ersteigen des Berges strengt nicht allzusehr an. Oben wird ein gutes Lagerbier aus felsigem Keller gezapft. Zwischen den Trümmern und Überresten der Mauern und Wälle sind einfache Holztische und Bänke in malerischer Unordnung aufgestellt, wo einst die Schloßkapelle sich erhob, ist jetzt eine Regelsbahn errichtet. So war es wenigstens vor fünfzehn Jahren, wir werden sehen, was sich inzwischen geändert hat.

Ich wartete bis der Hauptstrom der Ausflügler sich gemindert und erst gegen vier Uhr machte ich mich auf den Weg. Der Tag war wundervoll. Die Baumkronen wiegten sich im leichten Winde, Moos und Gräser dufteten süß, auf den Zweigen glänzten wie goldene Tropfen große Thränen des Baumharzes. Es ging sich so angenehm in dem harmonischen Rauschen des Waldes. Von der Mitte der Steigung zweigt ein Weg, zur Burg führend, ab und nötigt den Wanderer auf ein Viertelstündchen den kühlen Schatten und das elastische Moos zu opfern. Das zerklüftete Gestein, zwischen welchem Riesenbouquets aus Dornen hervorlugen, macht den Weg zeitweilig ziemlich ungangbar. Freilich währt es nicht

lange, aber der durch den Waldzauber verwöhnte Wanderer fühlt diesen raschen Wechsel doppelt und blickt sehnsüchtig nach oben, wo zwischen den Ruinen mächtige Bäume rauschen, neue Kühle und neues Erfrischen versprechend.

In der Mitte dieses steinigen Weges holte mich ein junger Mann ein. Er war von kleiner, gedrungenen Gestalt; die dicke Nase saß herausfordernd zwischen glänzenden gesundheitsstrotzenden Backen. Das kastanienbraune Haar legte sich in Büscheln an die Schläfen, der Schnurrbart war noch sehr leicht und es war die große Anstrengung und Kraftanwendung des Besitzers ersichtlich, ihn ein wenig an das Licht der Welt zu bringen. Ein schwerer goldener Zwicker aus dickem Glase, am schwarzen Schnürchen befestigt, glänzte unter der schweißbedeckten Stirne. Der Anzug des jungen Mannes war von modernstem Schnitte, leicht und kleidete ihn gut. Aus den Manschetten unter den halbaufgeschürzten Rockärmeln, sowie auf der Brust unter dem tiefausgeschnittenem Gilot glänzte etwas, wie brillantene Knöpfe. Das Männchen blieb jeden Augenblick stehen, trocknete sich mit einem Seidentuch den Schweiß von Stirn' und Wangen, dabei laut keuchend.

Wir waren ruhig aneinander vorbeigegangen; aber da blieb er wieder stehen und rief, sich abermals den Schweiß abwischend, für sich aus: „Sapristi, ist das eine Hitze!“ Das Wort Sapristi und die Betonung desselben, sowie die Grimasse dazu, brachten auch mich zum Stillestehen. Ich wußte nun, wen ich vor mir habe. Ich fühlte im Augenblicke wahrlich keine Sehnsucht nach einem Gefellschafter und wollte, meine erste Bewegung unterdrückend, den Freund aus vergangenen Studentenjahren gleichgültig vorbeigehen lassen. Aber schon machte ich mir Vorwürfe und beschuldigte mich im Geiste überspannter Sonderlichkeit; dem Männchen in den Weg tretend und so gut ich konnte seine Art nachahmend, rief ich: „Sapristi, da fällt eine Bombe!“

Wie die Leser wohl erraten, eine Reminiscenz aus der Studienzeit. In jeder Stunde fast, vor jeder Prüfung, wenn

der Professor den verhängnisvollen Katalog aus der Tasche zog, seufzte Freund Schwänchen vernehmlich: „Sapristi, da fällt eine Bombe!“ Er erzielte dadurch oft große Sensation und je nach der Laune des Professors verhinderte oder beschleunigte er sein Vorrufen und somit auch das Fallen der gefürchteten „Bombe“.

Raum hatte ich diese Phrase ausgesprochen, lag der Dicke schon an meinem Hals, nicht achtend, daß er seine große, grelle Krawatte ganz zerdrückte. Ein Wunder, daß er mich nicht erdrückte, daß er endlich die Worte herausbrachte: „Sapristi, ist dies ein Zufall!“

Nachdem ich kurz erklärt, was mich hergeführt, folgte von seiner Seite eine Flut von Vorwürfen: Warum ich so lange nichts von mir hören ließ, warum ich nicht gleich nach der Ankunft ihn, den alten Freund aufgesucht, nicht bei ihm eingelehrt, bei ihm Wohnung nahm. Er besäße ein großes Haus, ausgestattet mit jeglicher Bequemlichkeit, immer bereit, Gäste zu empfangen. Besonders seine Frau würde sich ungemein freuen, den Jugendfreund kennen zu lernen, von dem er ihr schon viel erzählt und der heute in der Litteratur — wer hätte dies sich damals träumen lassen! — — —

Ich schloß meinen Freund gewaltsam den Mund und führte rasch das Gespräch auf andere Dinge und Verhältnisse. Wir gingen langsam im Gespräche weiter, ja, wir blieben öfter stehen und ehe wir den Gipfel erreichten, von welchem herab ein Durcheinander von Stimmen und das Geräusch des Regelschiebens erschallte, war ich Dank der Beredsamkeit meines Freundes Schwänchen von allen Verhältnissen und Klatschereien der Stadt unterrichtet.

„Du erlaubst doch, daß ich dich unserer Gesellschaft vorstelle,“ sprach mein nach Atem ringender Kollege, als wir vor dem ersten Thor der einstmaligen Burg stehen blieben. Ich wehrte mich dagegen, so gut ich konnte, ich schützte die Reihe von Jahren vor, die manchem Bekannten mich ganz entfremdet hatten, den Unterschied der Anschauungen, der gesellschaftlichen Stellung, die

sicher störend wären für die andern, welche ich aus ihrer gewohnten, angenehmen Unterhaltung reißen würde, kurz, ich gebrauchte alle möglichen Einwendungen, um Schwänchen zu betweisen, daß seine Sonntagsgesellschaft sich ohne meine geringe Person ganz wohl fühlen werde, — aber vergebens! Ich war einmal in die Falle geraten und mußte mich ergeben. Wir waren im Begriff den ehemaligen Burghof zu betreten, als ein jubelnder Ruf, begleitet von dem Lärm fallender Kegel, unsern Schritt fesselte.

„Ach, der Herr Steuereinnnehmer schob alle Neune,“ sprach lächelnd Schwänchen, seine in Unordnung gebrachte Kratwatte ordnend.

„Der Herr Steuereinnnehmer? Wer ist das?“ fragte ich leichtthin. „Du mein Gott, Roden ist es, weißt du's nicht? Der lange Roden, der dumme Roden, wie wir ihn nannten. Der ist ein Sonderling geworden, — doch du wirst ja selbst sehen. Wundere dich nicht, wenn er sich zu dir nicht bekennt oder dir kaum auf deinen Grufß dankt. Nicht einmal im Amte spricht er mit jemand und gäbe es keine Kegel, wir würden ihn wohl kaum sehen.“

„Aber in diesem Spiel, scheint mir, ist er ein Großer vor dem Herrn,“ entgegnete ich lächelnd.

„Ja wohl,“ meinte Schwänchen, „doch glaube mir, Roden ist so dumm nicht, als wir im Gymnasium stets glaubten. Im Gegentheil, ich habe ihn im Verdacht, daß er der einzige aus unserer Mitte in der Stadt ist, der ein wahrhaft tieferes, inneres Leben führt.“

„Wie meinst du das?“ fragte ich unwillkürlich.

„Nun, aufrichtig gesprochen, Roden gilt als Sonderling, als rauher, unzugänglicher Mensch, als Narr bei manchen, aber Roden liest und denkt über alles, er hat ein Urtheil, mit dem er zwar immer ängstlich zurückhält, — er ist in allem eigen; das ist leicht zu begreifen. Er wird ein alter Junggeselle und liest, studiert aus langer Weile. Bei uns, die wir Familie haben, ist's ein anderes. Ich, der ich, wie dir bekannt,

in meiner Jugend gerne mit Litteratur mich befaßte, finde jetzt kaum die Zeit, mein Journal in aller Eile beim Frühstück durchzuffliegen. Illustrierte Zeitschriften liest man ohnedies nicht, die sind für Frau und Kinder; aber Roden ist eben nicht wie wir. Schad' ist nur, daß man mit ihm nicht auskommen kann."

"Nicht einmal beim Kegelschießen?" fragte ich.

"Nein, auch da nicht. Er streitet zwar mit niemandem, aber alle wirft er und gewinnt immer. Und wie verlegt er dabei seine Spielgefährten! Nachlässig stellt er sich auf, nimmt die Kugel — kaum daß er sich mächtig vorbeugte — und schon wirft er sie im sichern Vorgefühl des Sieges. Dann lächelt er ironisch."

"In der Studienzeit war er ganz anders," erwiderte ich, "er war ein unbedeutender, gewöhnlicher Bursche, er las und lernte nicht viel — immer kam er nur mit genauer Not durch. Niemand war er im Wege, aber niemand stößte er irgend ein Interesse ein. Wodurch und seit wann ist er zu solchem Sonderling geworden?"

Schwänchen gab mir keine Antwort. Wir waren während des Plauderns vom Haupteingang abgewichen und schritten nun längs der frühern Burgmauer hin. Plötzlich hielten wir vor einer größeren Fensteröffnung, die ein großer, aufgeblühter Holunderstrauch halb verschleierte.

Von hier aus war die ganze Gesellschaft zu übersehen.

Ein Teil saß an den Tischen, ein Teil war um die Regelsbahn gruppiert. An dem mittleren Tische drängte sich alles um eine Dame von schlankem Wuchs in eleganter großstädtischer Toilette. In der Regelsbahn bildete den Mittelpunkt des Interesses Steuereinnehmer Roden. Die Reihe, zu schießen, traf gerade ihn. Von meinem Versteck aus konnte ich ihm genau ins Antlitz schauen, es hatte den Ausdruck schmerzlicher Resignation. Der schlanke, hochgewachsene, brünette Mann, tadellos im Anzuge und Benehmen, mit dem nicht zu ergründenden Schatten im intelligenten Angesicht, interessierte mich

mehr als einst der Junge in der Schule, als wir noch dieselbe Bank drückten. Eben neigte er sich, die Kugel in der Hand, zum Wurf vor. Er murmelte etwas vor sich hin. Mehr als ich sie hörte, erriet ich die Worte Czefakobstys aus der „hundertblättrigen Rose“:

„Den Verstand ergöb' mit Nichtigkeiten,
Wer nichts Höheres vollbringen kann,
Spiel mit Regeln, Würfeln, Schach und Karten
Bient am wenigsten dem Mann.“

Die Kugel fiel und ihr Wurf bewirkte das gewöhnliche Hallo! Es klang wie Fronie zu den Dichtertworten; es lagen wieder „alle Neune“.

„Schau dorthin, ob du jenen wohl erkennst, der meiner Frau Karten aufschlägt,“ fragte Schwänchen. „Es ist Halm, der Adjunkt Halm,“ fügte er rasch hinzu.

„Deiner Frau?“ fragte ich mit wachsendem Staunen; „du Glücklicher also bist der Mann Minna Erdlingers?“

Schwänchen nickte lächelnd mit dem Kopfe, aber es war ein sonderbares Lächeln, welches ich ganz und gar nicht verstand.

„Siehst du,“ sprach er weiter, „dort spielen meine zwei Mädchen mit Reifen.“

Ich that, als ob ich die wenige Schritte vor uns spielenden Kinder betrachten würde, beobachtete jedoch Frau Minna Schwänchen. Es war die schöne, schlanke Dame, welche den Mittelpunkt im Kreise der Herren und Damen bildete, die nicht am Regelspiel teilnahmen. Sie hatte sich im Laufe der Zeit bedeutend verändert, das war ersichtlich, aber schön war sie noch immer. Ich dachte darüber nach und wollte es fast nicht glauben, daß sie Frau Schwänchen geworden. Ich wollte meinen Freund wahrhaftig nicht beleidigen, er war ein guter Mensch und sonst gewiß ein ganzer Mann, aber er und Minna, nein, das ging mir nicht in den Sinn. Ich versank in Erinnerungen, die Zeit meiner Studienjahre tauchte vor mir auf — damals war diese Minna der Brennpunkt unserer kleinen Welt. Sie, die Tochter des Kreisgerichtspräsidenten, ein

Mädchen mit musterhaftem Ruf, von seltener Schönheit, reich an Talenten und künstlerischem Sinne, jetzt das Weib meines Freundes Schwänchen! Nein — das geschah nicht auf gewöhnlichem Wege. Die halbe Oktava war vernarrt in sie und als sie später in den Universitätsjahren zu den Bällen des Akademischen Vereines geladen ward und dieselben fleißig besuchte, da erweiterte sich der Kreis ihrer Anbeter und Verehrer noch viel mehr. Sie hätte doch wählen können! Für sie paßte doch besser der Lärm der Großstadt mit seinen Konzerten, Theatern und andern Belustigungen — der Sommeraufenthalt im Bade, Reisen ins Ausland, der Dilletantismus in den Künsten — überhaupt das weite Feld der Gesellschaft, als dieses Stillleben in der Kleinstadt, wo der Adjunkt Halm Sonntag für Sonntag den Damen während des Ausfluges Karten aufschlägt und Herr Roden den Sonderling spielt und Regelbahnkönig ist. Aber vielleicht haben ich und meine Kollegen sie im jugendlichen Enthusiasmus überschätzt, vielleicht war Minna eine gewöhnliche Erscheinung, wenig nur durch die Stellung ihres Vaters und ihr Außeres ihre Umgebung überragend, vielleicht verdiente oder wollte sie nichts mehr als diesen Schwänchen, diesen Freund „Sapristi,“ der trotz seiner tadellosen Ehrenhaftigkeit und angeborenen Herzengüte nichts anders war, als ein zu Duzenden vorkommender Schwärmer mit einem leichten Anfluge großstädtischen Dandytums.

Ich fragte mich endlich im Geiste, was dies Mädchen eigentlich mehr beanspruchen konnte. Sie gewann einen Advokaten, einen tüchtigen Advokaten mit gut situierter Kanzlei, schöner Praxis, einen Advokaten, welcher — seine Beredsamkeit berechtigte und verlockte ihn dazu — sich für eine politische Carriere bereitete, der Anspruch hatte auf ein Mandat im Reichsrate, der auch in seinem Geburtsstädtchen Bürgermeister und Schlosshüttenhauptmann werden konnte, der auch noch — „Dichter, Dichter!“ riß mich Schwänchen aus meiner Betrachtung und klopfte mir auf die Schulter: „Komm doch weiter, der Nektar schäumt schon im Krüge, ich habe bereits

der Gesellschaft deine Anwesenheit angemeldet, sie freuen sich, dich zu sehen, also komm" — und schon zog er mich in den Burghof.

Begrüßung und gegenseitige Vorstellung. Dann schnelles Wechseln einiger landläufigen Phrasen.

Ich erkannte bald, daß die Unterhaltung, vermutlich durch das Erscheinen eines fremden Elementes, in verhängnisvolles Stocken kam. Eine Zeitlang herrschte gänzliche Stille, nur von der Regelpflicht tönten verschiedene Rufe herüber oder die Kinder am Spielplatz machten sich laut hörbar.

Ich versuchte im Hintergrunde zu verschwinden — umsonst; die Gesellschaft, einmal gestört, konnte nicht mehr in die frühere Stimmung kommen. Ich bemerkte, daß Freund Schwänchen in Gegenwart seiner Frau plötzlich seine Redseligkeit verlor, er war unruhig, zerstreut und verlegen. Minna unterhielt sich halblaut mit dem Adjunkten Galm, der die Karten hatte auf den Boden fallen lassen. Sie stritten über ein höchst interessantes Thema: Knödel mit Aprikosen. Minna behauptete, sie wären ausgezeichnet, der Herr Adjunkt widersprach und meinte, sie wären fade, nicht pikant, just so, wie die Liebe in der Ehe. Allgemeine Sensation! Etliche reifere Mädchen, wahrscheinlich berufen, die Naiven vorzustellen, machten verlegene Gesichter — Frau Minna gestiel allem Anscheine nach dieser Witze, sie lachte laut, ihre schönen Zähne zeigend — einige Herren, die Cigarre im Munde, schauten sich bedeutungsvoll an, als wollten sie sagen: Das ist wahr, der Galm ist ein geistreicher Kopf, der läßt sich nicht beschämen durch einen Prager — ja, einer aus der Gesellschaft, (später sagte man mir, es sei der Bezirkspoet und unzertrennliche Freund Galms) hielt sich vor lauter Lachen die Seiten und rief: „Ausgezeichnet! Das ist ein Witz für ein Lustspiel — erlaube mir, Freund, daß ich ihn bei nächster Gelegenheit passend anbringen darf.“

Am wenigsten gefiel Galms Witz Schwänchen, er hüpfte von einem Ort zum andern. Zweimal versuchte er die Auf-

merksamkeit der Gesellschaft auf mich zu lenken, aber es gelang mir stets dem Gespräche im geeigneten Momente eine andere Wendung zu geben.

Wir entging auch nicht, daß Steuereinnnehmer Roden mit seinen Augen mehr bei uns — eigentlich bei Frau Minna war, als in der Regelsbahn. Schwänchen zog sich bald an den Nebentisch zurück, hielt sich an das Glas und vernichtete eine Cigarre nach der andern mit der Ausdauer eines alten Rauchers.

Nach kurzer Weile stockte das Gespräch wieder.

„Spielen wir irgend ein Gesellschaftsspiel,“ beantragte der Adjunkt.

„Ach, das ist schon zu gewöhnlich,“ entgegnete der junge Postoffizial Eifelt, der, wie mir nicht entging, darnach trachtete, Halm aus seiner festen Position in der Gunst Minnas zu verdrängen und darum stets aus Opposition mit dem Adjunkten polemisierte.

„Wie wär's, wenn wir Reime machen würden?“ lies sich der Bezirkspoet hören.

Nemand antwortete ihm.

„Mir fällt etwas besseres ein,“ sprach wieder der Offizial. „Wir sind hier beinahe eine geschlossene Gesellschaft. Stellen wir lebende Bilder! Gleichviel, was sie vorstellen, nur recht phantastisch; die Ruinen und Bäume geben einen schönen Hintergrund“ — Er konnte nicht aussprechen. Auf allen Gesichtern war zu sehen, wie täppisch und ungeschickt dieser Antrag erschien. Frau Minna wandte sich mit Verachtung von Eifelt ab, die Herren und Damen tauschten bedeutungsvolle Blicke und lächelten — besonders erregt schien Adjunkt Halm. Der Herr Offizial hatte sich erschützlich geschadet und bedeutend geschadet. Was er den ganzen Tag über mit großer Ausdauer aufgebaut — ein einziges Wort von ihm warf alles zusammen.

„Lebende Bilder! Wie altmodisch!“ höhnlächelte der Adjunkt.

„Schwänchen, sieh zu, ob unser Wagen bereits hier ist, er soll beim Waldhäuschen warten, wir fahren!“ rief Frau Minna.

„Wie, Gnädigste? Schon nach Hause?“ erscholl es gleichzeitig von mindestens zehn Lippen.

„Fertig!“ rief jemand auf der Regelbahn, „Basta und genug! Roden hat alles gewonnen, das ist selbstverständlich.“

„Daß Ihr noch mit ihm spielt?“ sagte ein anderer.

„Zahlen!“ rief man wieder an einem andern Tische.

„Wir spielen noch allein weiter!“ beantragte neuerlich jemand.

Weber Roden noch Schwänchen waren noch in der Gesellschaft. Der letztere eilte offenbar zum Waldhäuschen, des Wagens halber — Roden sah ich mit phlegmatischer Miene den ganzen Gewinn dem Burschen, der die Kugeln aufstellte, in die Mütze werfen und dann rasch in den dichten Wald treten, der hinter den Ruinen begann.

Die Gesellschaft zerstreute sich.

Ich hielt mich zurückgezogen, was mir leicht wurde, da niemand meiner achtete.

Auf gut Glück ging ich absichtlich abseits vom Wege in den Wald. Plötzlich fand ich mich auf einer Lichtung, die einen freien Ausblick über die Gegend gewährte.

Eine Sonntagsstimmung lag auf allen Feldern, bewaldeten Berglehnen und sanft gewellten Hügeln. Der Sonnenstrahl zu meinen Füßen, hier stärker, dort schwächer, malte, das Laub durchbrechend, ins Moos ganze Mengen Spitzen, Ringe und Netze. Unten, auf den Wegen im reisenden Getreide, schimmerten die Tücher und Röcke der Landbewohnerinnen, wie belebte Wiesenblumen. Auf der Haide vor mir glänzten große bemooste Steine in der Sonne und nur die Heuschrecke spannte zuweilen ihre purpurnen Flügel aus und hüpfte fliegend im vertrocknetem Grase.

Längs des nach unten sich schlängelnden Weges bewegten sich die Reste unserer Gesellschaft. Die dunklen Anzüge der Herren schufen schwarze Flecken ins saftige Grün, die lichten Toiletten der Damen und die roten Schirme, zogen sich, als die Gesellschaft abwärts schritt, wie ein buntes Band um die hohen

Birken, welche längs des steinigen, schmalen Weges standen. Ich erkannte die einzelnen Personen: Adjunkt Galm slog triumphierend voran, Offizial Eifelt knickte im stummen Ärger Disteln am Wege ab, der Gruppe jüngerer Mädchen folgte allein, gesenkten Hauptes, der Bezirkspoet — jetzt blieb er stehen, zog sein Notizbuch hervor und schrieb etwas ein. Vermutlich ein neues poetisches Motiv, mit dem er sicherlich alle Prager Redaktionen ärgern wird. — Am Waldhäuschen rollte ein Wagen vorüber. Frau Minna fuhr davon in Gesellschaft ihres gezähmten Gatten, den sie augenscheinlich nicht liebte und der sein Familienunglück mit seinem Reichtum maskierte und durch Gleichgültigkeit, wenn sie zugegen war und mit dem Wasserfall seiner Beredsamkeit und falscher Socialität, wenn er ohne sie unter den Leuten erschien.

Über das Schicksal mußte ich nachsinnen, das mit uns spielt. Dieser Schwänchen, was war das für ein guter, lebhafter, aufgeweckter Junge! Eine vielversprechende Zukunft lag vor ihm. Seine Aufmerksamkeit war in ungewöhnlichem Maße den verschiedensten, selbst entfernt liegenden Gegenständen zugewendet, sein Urtheil war manchmal excentrisch, aber immer interessant, zutreffend. Er war ein schlauer, tüchtiger Kopf, wie geschaffen in der Welt unter den Leuten eine Rolle zu spielen. Und was ist aus ihm geworden? Ein kleinstädtischer Grobredner, der kaum seinen Wählern imponiert, ein Schwächer, den das bloße Erscheinen seiner Frau zähmt und der sich beinahe seines Jugendfreundes schämt, obgleich er ihn, allein mit ihm gewesen, durch seine Umarmungen fast erdrückte.

Und Minna, zu der wir vor Jahren, wie zu einer Göttin und Königin der Schönheit und Grazie emporschauten? Schönheit besaß sie noch, aber die Grazie war mit der Jugend entflohn. Die Heroine der Dilettantenvorstellungen, die Deklamatorin feierlicher Prologe, die poetische Träumerin vermag sich jetzt eine Stunde lang über Pflaumenknödel zu ergötzen und ist herrisch gegen ihren Gatten, unachtsam und gleichgültig

gegen ihre Kinder, fade, wie der ganze Kreis, in dem sich das alltägliche Daheim dieser Leute abspielt. Und Roden? Ein Rätsel — — —

„So unterhalten wir uns Sonntag für Sonntag,“ sprach hinter mir eine Stimme. „Im Sommer ist's noch erträglich, die Natur schmückt die Langelweile mitleidsvoll mit dem Rahmen ihrer Reize, aber im Winter! O, Schauder, Schauder, Schauder!“ Es war Roden, der nun vor mir stand und mit der Hand auf die zauberische Gegend zeigte, die im Strahle der untergehenden Sonne zu lächeln schien. Er war von dem Mooslager, auf welchem er geruht — das offene Buch lag noch dort — aufgestanden. Sein Antlitz trug, obgleich es lächelte, stets den düstern Zug der Resignation und Trauer.

„Vielleicht ist's in Wahrheit nicht so schlimm,“ versuchte ich ihn zu trösten. Mir deucht, auch das Landleben hat seine interessanten Seiten und ist nicht so trostlos, als Sie, wohl aus Höflichkeit gegen den Großstädter, es schildern.“

„Im Gegentheil! Es ist schlimmer, als Sie denken,“ entgegnete Roden. „Sie schauten in dies Leben bloß durch eine Spalte, aber kommen Sie auf ein Jahr hierher oder zwei — dann werden Sie anders reden.“

„Gehen Sie schon in die Stadt?“ fragte ich den Steuereinnehmer.

„Ja,“ —

„Darf ich Sie begleiten?“

„Sie verpflichten mich zu Danke.“

„Störe ich Sie nicht in ihrer geliebten Einsamkeit?“

„Ich genieße ihrer so viel, daß ich fürchte, manchmal darin unterzugehen, lieber Herr!“

Er hob das Buch auf, schob es so rasch in die Tasche, daß ich gar nicht Zeit fand, den goldgedruckten Titel auf dem Einbände zu lesen.

Wir gingen anfangs schweigend durch den Wald.

„Schwänchen ist in seiner Ehe nicht glücklich,“ begann ich das Gespräch.



„Er ist es nicht und niemand wär' es mit Minna.“

„Auch Sie nicht?“ fragte ich entschlossen.

„Ich am wenigsten,“ antwortete er finster.

„Und dennoch lieben Sie Minna?“

„Seit zwanzig Jahren liebe ich sie.“

„Wie kam es, daß sie, die Stolzgefeierte, Schwänchen zum Manne nahm! Und auf welche Art wurde Schwänchen so reich? Das begreife ich nicht.“

„Sihnen ist doch bekannt, daß Schwänchen eine reiche Tante hatte?“

„Also erbte er?“

„Das gerade nicht, aber er bekam dennoch ihr Vermögen.“

„Sie spannen meine Neugierde.“

„Man spricht viel darüber und doch dürfte Sihnen kaum jemand die Wahrheit sagen, wohl deshalb, weil niemand sie genau kennt.“

„Und sie wissen drum?“

„Mich interessierte die Sache ungemein und ich versuchte alles, die Wahrheit zu erfahren. Ich hatte beinahe ein Recht dazu, denn ich war Minnas Verlobter.“

„Sie, Minnas Verlobter?“

„Ja. Auch die Heirat hätte stattgefunden, — da starb aber Schwänchens Tante. Sie hinterließ ein derart widerspruchsvolles Testament, daß die Sache vor's Gericht kam.“

„Ich fange an, zu begreifen —“

„O, das können Sie nicht erraten,“ widersprach Roden, die Sache war anders, als Sie denken.“

„Aber ich wußte immer, daß der alte Präsident ein Intriguant sei.“

„Sihn drängten die Verhältnisse, er mußte so handeln, es blieb ihm kein anderer Ausweg. Sihn ruinierte das Erhalten der zahlreichen Familie, — eine eigentümliche Wirtschaft, alte Schulden. Das gab ein ewiges Vertuschen. Mitten in die Verlegenheit kam die Verlassenschaftsangelegenheit der Tante

Schwänchens. Der Präsident verhalf durch seinen Einfluß Schwänchen zu der Erbschaft.“

„Und Schwänchen heiratete aus Dankbarkeit Minna? So ist es wohl!“

„So rasch und einfach, wie der alte Erblinger dachte, ging es nicht. Schwänchen hat Minna niemals geliebt, obgleich er ihr den Hof machte, wie die meisten jungen Leute der Stadt. Er lehnte die Anträge des Präsidenten höflich aber deutlich ab.“

„Da hatte er die Erbschaft wohl schon im Besitze?“

„Ja. Aber der alte Präsident konnte sich mit dem Gedanken, seinem Plane entsagen zu sollen, nicht vertraut machen. Wie ich erfuhr, war seine Verlegenheit aufs Höchste gestiegen, — es mußte sein. Die Katastrophe rückte näher und näher, — man murmelte von einer Kommission, die aus Prag kommen sollte, um den Stand der Sache zu untersuchen, — es war die höchste Zeit, gewisse unangenehme Geldangelegenheiten zu ordnen.“

„Schwänchen gab also nach?“

„Das wahrlich nicht! Aber er wurde gefangen, genug ungeschickt gefangen samt seinem Vermögen. Haben Sie die peinliche Bewegung bemerkt, welche der Antrag Eiselts „Lebende Bilder“ darzustellen, hervorgerufen? Eiselt ist nicht lange hier, kennt also die Vergangenheit nicht und richtete mit seinem Antrage eine heillose Verwirrung an. — Sie erinnern sich wohl, daß bei Erblingers öfters große Nachmittagsgesellschaften stattfanden? Schwänchen ging dort aus und ein, wie zu Hause und benahm sich recht unvorsichtig. Einmal wurden nämlich „Lebende Bilder“ dargestellt. Minna, damals in der Blüte ihrer Schönheit, bildete, wie immer, den Mittelpunkt der Unterhaltung. Schwänchen war der Arrangeur. Ich erinnere mich nicht mehr, bei welchem Bilde es geschah, aber Schwänchen erlaubte sich eine kleine Vertraulichkeit — er küßte den entblößten Arm Minnas. Am Ende gehörte dies sogar zur Darstellung des Bildes, aber Thatsache ist, daß der Präsident,

der ihn nie aus den Augen ließ, ihn dabei ertappte, beiseite in ein Nebenzimmer zog und nach einer erregten, aber stillen privaten Unterredung noch an demselben Abend seine Tochter und Schwänchen als Verlobte der Gesellschaft vorstellte. Bierzehn Tage später, nach der bald vollzogenen Hochzeit, war die Ehre des Herrn Präsidenten gerettet. Die angekündigte Kommission erschien nicht und Schwänchen begann den Roman, von dem Sie ein langweiliges Kapitel heute durchgemacht haben.“

„Demzufolge möchte ich annehmen, daß Minna in das Spiel eingeweiht war,“ warf ich leicht hin.

„Ich glaube dies auch. Minna zeigte sich erst nach der Hochzeit in ihrem wahren Lichte. Doch sprechen wir nicht weiter davon. Glauben Sie mir — wäre sie ihrem Gatten wirklich untreu — das hätte einen Sinn, aber dies leere, ziellose Kolettieren mit Roden — dieser Hof von Parasiten um ihre Person — das verstehe ich nicht, das widerte mich an, das ist gewöhnlich, ist banal.“

„Verzeihung, mein Freund,“ sagte ich bewegt, „aber Sie lieben Minna dennoch . . .“

„Ich muß. — Ich mag erwägen, wie ich will, ich sehe ein, so wie es gekommen, ist es gut. Durch Schwänchen erreichte Minna wenigstens Vermögen, sie kann ihren Gelüsten fröhnen und Schwänchen läßt es sich gefallen. Zu irgendwelchen Austritten und Verdrießlichkeiten kommt es zwischen ihnen gar nicht. Schwänchen spricht sich außerhalb des Hauses in Gesellschaften aus. Was, träre es mich oder einen andern, zu einem Drama führen müßte, das wird mit ihm nur zur langweiligen, alltäglichen Prosa, man vermag darin zu atmen, aber fragt nicht, wie.“

„Und Sie bleiben ein stummer Zeuge des Ganzen? Warum suchen Sie nicht wenigstens um Versehung nach einem andern Orte an?“

„Eine richtige Bemerkung. Ein stummer, vollständig stummer Augenzeuge, ein täglicher! Ich leide unaussprechlich, aber ich kann nicht fort von hier, — es würde mich vielleicht

das Leben kosten. Ich muß Minna wenigstens sehen! Darum besuche ich ihren langweiligen Gesellschaftskreis. Glauben Sie mir, wenn sie nicht spricht, ist sie von unbeschreiblicher Schönheit und mir genügt ein einziger Blick auf sie. Ich bin vielleicht ebenso lächerlich, wie Adjunkt Roden oder Offizial Eifelt, welche vergeblich um ihre Gunst ringen, aber ich bin nur in meinen Augen lächerlich, während diese zum Gespötte aller Welt dienen.“

„Und Schwänchen sieht dem ruhig zu?“

„Ja. Denn was die Ehre seiner Frau betrifft, kann er ruhig sein. Diese zu bewahren, ist Minna ängstlich bemüht, sie ist eines großen Fehltrittes nicht fähig — sie ist voll weiblicher Schliche, darin gleicht sie ihrem Vater. Schwänchen wäre es besser, Landtags- oder Reichsratsabgeordneter zu sein, er wäre dann den größten Teil der Zeit außer dem Hause, und schneller, angenehmer verlief ihm die Zeit. Nun, vielleicht gelingt's ihm, eines oder das andere zu erlangen.“

„Und Sie?“ erwähnte ich mitleidsvoll.

„Ich? Ich bitte Sie,“ sprach er lächelnd, „der Mensch liebt immer nach und darin liegt besonders die ganze Lebensphilosophie: Entfagen seinen Idealen und jugendlichen Phantasien, damit der Krautkopf ganz bleibe, um die Ziege zu sättigen. Aber wer vermag dies so leicht? Wie wird das Herz dabei abgenutzt und die Seele alltäglich! Wären nicht Bücher und Arbeit — wer vermöcht' es zu ertragen . . .“

„Und ein Blick in Frau Minnas schönes Angesicht,“ fiel ich ihm in die Rede.

„Ja, wenn sie nicht spricht,“ entgegnete er bitter. „Ach, was für traurige Figuren macht aus uns das Leben, lieber Freund!“

Ich drückte ihm schweigend seine Rechte.

Banalität.

Die Gesellschaft war schon in solch' lustige Stimmung geraten, daß zu den Cigarren und dem Punsch nur stark gepfefferte Anekdoten fehlten.

Der junge Bildhauer Oskar wollte just mit einer ganz neuen Anekdote herausrücken, aber Doktor Drossd fiel ihm noch rechtzeitig ins Wort, indem er den Gebrauch, freundschaftliche Zusammenkünfte mit derartigem Salat abzuschließen, die größte Banalität nannte.

Darob entstand nun ein übergroßer Streit, bei welchem es dem armen Punsch am schlimmsten erging, der in riesigen Quantitäten in den Kehlen der parlamentierenden Zecher verschwand. Der Karm wurde unerträglich. Einer wollte den andern überschreien, jeder hatte eine andere Meinung über den Begriff des Wortes, welches alle so in Hitze brachte.

Der Poet Kajetan Federchen bestieg endlich einen Stuhl und verlangte mit der Stimme eines Kasstraten die Definition des Wortes von Doktor Drossd.

„Ich bin kein Pedant und Wortklauber,“ wehrte sich Drossd.

„Er soll es durch ein Beispiel erläutern,“ machte Theaterreferent Stockfischer den Vorschlag.

„Bortrefflich! Ja, ein Beispiel soll er geben!“ lärmte die Versammlung.

„Ruhig!“ krächzte Herr Federchen.

Wirklich herrschte einen Augenblick solche Ruhe, daß sie kaum durch das Paffen der Raucher gestört wurde.

„Wann ihr es also wissen wollt,“ begann der Doktor ruhig, „so ist es banal, allwöchentlich hier zusammen zu treffen, Theater, Litteratur, Weiber und Politik durchzuhecheln, große Mengen lauen, schmutzigen Wassers in sich hinein zu gießen und aus dem Munde dicke Rauchwolken zu blasen — das ist, sag' ich euch, banal und gründlich banal.“

„Oho! Oho!“ scholl es aus zwanzig Kehlen.

„Willst du etwas wissen, Doktor? Warum kommst du

hierher zu uns? Bleibe du also hübsch zu Hause!" rief aufgebracht der satirische Oskar.

„Dann ist ja alles banal in der Welt,“ sagte der Theaterreferent Stockfischer, „zum Beispiel ein Lustspiel, mit einer Hochzeit zu endigen.“

Niemand gab Antwort.

Dross lachte in seinen Bart und meinte nach einer kurzen Pause ironisch:

„Sehr banal ist's auch, wenn im Theater das Publikum jubelte, tags darauf aus seiner Recensentenhütte den Mond anzubellen. Ja, fremden Erfolg nicht anerkennen, das ist das Banalste unter der Sonne!“

Ein Sturm des Lachens folgte dieser Bemerkung. Stockfischer zuckte mit den Achseln und trank seinen Groll hinunter. Er war gewöhnt, ähnliche Lektionen zu erhalten, aber er hatte das Fell eines vorstintflutlichen Rhinoceros, er hielt schon manchen Puff aus.

„Ei was,“ ließ sich jetzt Federchen hören; „ich bin Dichter, aber ich muß bekennen, daß ich ohne Banalität mir das Leben gar nicht denken mag. Sie ist das schwarze Brot, nach welchem sich der Mensch immer sehnt.“

„Ich esse nur weißes,“ erwiderte Dross.

„Und ich gleichfalls,“ meldete sich Stockfischer zum Worte.

„Hier wird schließlich ein Mensch gar nicht mehr in Bildern sprechen dürfen,“ zürnte Federchen.

„Ja, es ist auch besser, wenn er gar nicht spricht,“ sagte der Bildhauer.

„Federchen hat so Unrecht eigentlich nicht,“ ergriff Dross wieder das Wort, „es ist schwer sich im Leben von Banalität freizuhalten, aber ich denke, dies dennoch durchzuführen, ist ein Zeichen von Bildung.“

„Hier darf nicht moralisiert werden,“ schrie Oskar.

Der Doktor achtete nicht auf diesen Zwischenruf. Er legte die lange Pfeife, aus welcher er bis nun geraucht, beiseite und sprach weiter:

„Glaubt mir, daß eine Banalität manchemal einen Menschen sein Leben lang verdrießt. Ich führte eine aus und heute noch verdrießt sie mich“ —

„Erzählen, erzählen!“ schrie die ganze Gesellschaft.

„Das muß gewiß etwas Pitantes sein!“ freute sich Stockfischer.

„O nein, es ist gänzlich banal, ja mehr, eine Thorheit ist's, die ich ausgeführt. Euch ist ja bekannt, daß ich im Jahre 187. in Paris lebte. Ich mußte bei Tage zuviel mit dem Studium mich anstrengen, als daß ich die Nächte hätte verschiedenen Abenteuern widmen können, denen zu lieb ja die Mehrtheit der Fremden Paris besucht. Ich wich absichtlich den österreichischen Restaurants aller Art, in denen ich genug Bekannte finden mußte, aus.

Ich verzehrte gewöhnlich mein Abendbrot allein, bald hier, bald dort und begab mich dann ruhig in meine Wohnung auf dem Boulevard Montparnass. Unterwegs überdachte ich alle Eindrücke und Begebenheiten, die ich in den großen Krankenhäusern durchlebte und, zu Hause angelangt, legte ich mich bald, von Ermüdung übermannt, zur Ruhe.

Einmal faßte ich absichtlich den Entschluß, einen andern Weg nach meiner Wohnung zu nehmen, als den gewöhnlichen. Die Gasse war öde. Etwa dreißig Schritte vor mir schritt ein Mädchen. Es schritt langsam, ich holte es bald ein. Es war modern, ganz in schwarz gekleidet. Schön war es nicht. Das Gesicht hatte normale Züge, der Mund war groß, die Augen dunkel und ungemein tief; der Wuchs elegant, die Gestalt elastisch, die Taille schlank, der Gang leicht und graziös. Den Hals schmückte ein Band aus schwarzen Korallen und ihr Handgelenk umschlossen ähnliche Armbänder, ja, statt der üblichen Franzen an der Mantille, klrirten bei jedem Schritt, den sie machte, solche Flitter, ähnlich einer Schnur von Perlen. Der leichte Schirm in ihrer behandschuhten kleinen Hand berührte kaum das Pflaster. Den Busen schmückte eine weiße Rosenknospe.

Ich ging langsam an ihr vorüber.

Ich blickte sie an — sie schlug nicht die Augen nieder und lächelte. Ich redete sie an und erbot mich, sie durch die öde Gasse zu begleiten. Sie nahm meine Begleitung ungezwungen an. Ich unterhielt mich während des Gehens vortrefflich und achtete gar nicht, durch welche Straßen sie mich führte. Endlich blieben wir vor einem hohen Hause stehen. Ich fragte nicht mehr — ich bot ihr meinen Arm und geleitete sie bis ins fünfte Stockwerk empor, in ihre Mansarde, die rein und häuslich war. Alles atmete hier die Gegenwart eines Weibes. Mit größter Ungezwungenheit lud sie mich ein, Platz zu nehmen und verschwand hinter dem Vorhang, der in den Alkoven führte. Ich trat ans Fenster und blickte hinaus auf das Meer der Dächer, das sich in einförmigem Grau dahin erstreckte. Mir ward wunderbar zu Mute. Ich dachte daran, daß gestern ein anderer hergekommen, wie heute ich, wie morgen und übermorgen wieder andere kommen werden und sie, immer gleich grazios, holdlächelnd, durch die Nonchalance verführerisch, mit der sie sich ergiebt, mit dem Zauber unaussprechlicher Poesie ihr alltägliches, banales Handwerk umkleidend. Und ich bildete mir dennoch ein — Selbstgefälligkeit in uns schlummert ja nie — daß ich besser sei, wenigstens um etwas besser, als jene, welche vor mir kamen und nach mir kommen, daß ich eher diese Zartheit, diese Grazie verdiene, diesen Zauber, mit welchem ihr ganzes Wesen umschleiert ist. Ich dachte — doch da trat sie ein im allerliebsten Spitzenröckchen und mit aufgelöstem Haar — ach, mit demselben Lächeln auch, voll träumerischer Hingebung. Ihr Benehmen war untadelig. Sie ließ sich, von mir in einiger Entfernung, in einem Schaukelstuhl nieder, kreuzte leicht die Fußspitzen und die Rosentnospe, die sie auf dem Busen getragen, zerzupfend, lachte sie und plauderte ungezwungen von nichts und von allem, was die Pariserinnen so meisterlich verstehen. Ich kam mir neben ihr vor, wie ein Schulknabe. Sie belachte nicht herausfordernd mein Französisch, aber einmal biß sie sich gewaltig in die Lippen. Sie

fragte mich nach meiner Heimat, erzählte von ihrer Kindheit, von ihrem Dasein, berührte mit wunderbarer Gewandtheit die delikatesten Dinge — dabei überflog ihre Stirne ein leichter Schatten bitterer Resignation — dann lächelte sie wieder — dem Gezwitscher der Schwalben bei der Wiederkehr in ihr Geburtshäuschen auf der Dachrinne — anderem kann ich ihr Plaudern nicht vergleichen.

Es war drei Uhr morgens und wir standen noch immer auf derselben Stelle. Mir war so wohl in ihrer Gesellschaft. Vielleicht habe ich sie nicht so beobachtet, wie sie mich. Es war beinahe vier Uhr, als ich aufstand und nach meinem Gute griff.

„Ich habe Sie lange aufgehalten.“ —

„O nein, ich bin gewöhnt, die Nächte durchzuwachen,“ sprach sie im leichten, vortwurfsfreien Ton.

Ich wollte gehen —

„Aber Ihre Hand werden Sie mir doch reichen, mein Herr?“

Ich reichte ihr die Hand und das brachte mich vollends aus dem Gleichgewicht. Ich sank ihr, — eigentlich sie mir, — in die Arme.

Aber während sie mich lieblosste, hörte ich sie mit ironischer Stimme sagen: „Und dazu bedurften wir so langer Vorreden!“

Der Doktor schwieg.

Auf allen Gesichtern war eine allgemeine Enttäuschung sichtbar.

„Das ist doch alltäglich, banal, nicht wahr?“ endigte der Doktor. Aber ich sage euch, hätte die Scene nicht auf solche Art geendet, vielleicht wäre Kamilla mein Weib geworden, denn so viel Grazie, so viel Liebenswürdigkeit, solche Kühnheit geeint mit herrlicher Poesie fand ich noch bei keinem Weibe, das ich gesehen. Aber dieses Ende! Lacht nur, lacht wie ihr wollt, aber nicht könnt ihr mir abstreiten, daß es besser gewesen wäre, ich hätte mich entfernt, wie ich kam, reicher um eine Illusion, in der Seele mittragend den Duft einer kostbaren Blüte, den

nicht einmal die alltägliche, verwerfliche Beschäftigung zu verwechseln imstande war. Möglich, daß, hätte ich sie auch nicht zu meinem Weibe gemacht — der Traum von ihren Reizen mich begleiten würde durch mein ganzes Leben.“ — Er stand rasch auf und eilte fort, ohne daß ihn seine Freunde zurückzuhalten versuchten. —

Das alte Weib.

Die Frühlingssonne lockte eine Menschenmenge aus der Stadt. In den Straßen herrschte lebhaftes Gewimmel, alles war in gehobener Stimmung. Alles drängte in fieberhafter Eile vor die Thore der Stadt. Noch war in der Natur nicht viel von dem Einfluß des ersehnten Frühlings zu merken. Das schütterere Gras auf den Fußsteigen war beinahe noch farblos, die Bäume noch kahl, nur Kastanienbäume erschlossen schon ihre goldenen Knospen. Dafür lag aber der ganze Frühling in der Luft. Man könnte sagen, er schwebte noch über der Erde. Die Luft war hell und duftig, der Himmel voll Lerchen, die nach Herzenslust fangen.

Auf dem Fußwege zu den öffentlichen Anlagen, wohin der größte Theil der sonntäglich gepudhten Menge strömte, kauerte ein altes Weib. Die Kleider der Alten waren zerlumpt und zerrissen. Sie saß vornüber gebeugt, die ineinander geschlungenen Hände umschlossen die Knie. Es waren alte, tiefdurchfurchte, sonnenverbrannte, harte, knochige Hände, den dürren Zweigen eines gefällten Baumes ähnlich. Das Haupt hielt die Alte im Schoß vergraben, einzelne graue Haarbüschel verkrochen sich in die geflickte Schürze. Die Wärme der Sonnenstrahlen schien den verwitterten, alten, ermüdeten Händen wohlzutun.

Zu Füßen der Alten spielte ein Kind. Mit einem Scherben grub es die Erde auf, scharfte den Lehm wieder ein und teilte es in gleichmäßige Felberchen ab. Es beachtete, ganz in sein

Spiel vertieft, die Alte nicht, die gleichfalls in ihr geheimdüstres, langes Brüten versunken, des Kindes nicht achtete.

Die Leute gingen scharenweis vorüber, es war, als sei die ganze Stadt ausgezogen, die Frühlingssonne zu genießen. Und die ganze Stadt zog an der Alten vorbei, die regungslos auf dem Boden kauerte, das graue Haupt in der geflickten Schürze vorborgen, die Hände über den Knien krampfhaft ineinander verschlungen, welche die wärmenden Strahlen aufzufangen schienen.

Wer mochte dies Weib sein und warum saß es da, wie versteinert?

Eine Bettlerin war es nicht. Vielleicht die Wärterin des Kindes? Oder seine Großmutter? War es vielleicht ihre Art, so die Wohlthat der Frühlingssonne zu genießen? Oder war ihr Schmerz so groß, daß sie nicht einmal die wohlthuenden goldenen Sonnenstrahlen zu ertragen vermöchte? Daß sie ihnen nur die harten, abgearbeiteten Hände entgegenstreckte. Vielleicht fühlte sie sich in dieser Letzargie glücklich — am Ende schlief sie gar mit Behagen und nur in meiner Phantasie spielte sich das schreckliche Drama ab, das ich bei ihrem Anblick ahnte.

Nicht weiß ich, warum, aber das Bild der seltsamen Alten wirkte peinlich auf mich. Mir war's, als sehe ich die ganze Menschheit, gemartert, abgehärmt, abgehetzt, abgearbeitet, sich des Ausganges ihrer Arbeit schämend und dennoch den Strahlen der Sonne die dürren Hände fortwährend entgegenstreckend —

Und die Kerchen sangen und die Sonnenstrahlen verbreiteten ihre Wärme.

Das hohe C.

Er fühlte sich unglücklich, tief unglücklich!

Ihm deuchte, daß er sein Haupt zerschelle an einem schwarzen, zum Himmel reichenden Felsen. Auf dessen glatten

Flächen sah er weiße und rote Spuren — sein Gehirn und Blut — aber umsonst, der Felsen rührte sich nicht.

Was nützt es, den Verhältnissen zu fluchen? Versuchen, sie zu ändern? Ja! Aber wie? Mit Versen und Geschichten? Illusion! Ihm kam's zuweilen vor, als ob die schönen Bücher in den Auslagelästen der Buchhändler das Auge nur betrügen, daß es nur Holzplättchen seien mit schön bedruckter Leinwand umhüllt, damit man sage, wir haben eine Litteratur und Dichter. Aber wer kauft sie — wer liest sie? Einige langbehaarte Jünglinge, die in Caféhäusern zweifelhaften Rufes sich als Litteraten ausschreien — niemand andres! Und ohne Zweifel nahm von ihnen einer in irgend welcher Redaktion (in welcher er von Zeit zu Zeit erschien, um sich im Gedächtnis der die öffentliche Meinung repräsentierenden Leute zu erhalten) noch ein Redaktionsexemplar mit und trug es schnell in die Gesellschaft jener hungrigen Gesellen, um beim schwankenden Gaslicht, in erstickender Atmosphäre des Branntweins und Tabaks, beim Ausspielen beschmutzter, abgegriffener Karten durch cynisches Höhnen den ätherischen Traum der reinen Seele zu besflecken. O, wahrlich eine Schande so zu leben und schlimmer noch, ein Dichter sein in solcher Zeit!

Er schloß sich zu Hause ein, er ward ein Misguntiger. — Und dennoch hatte er nicht die Kraft, die größte Göttin des neunzehnten Jahrhunderts zu umarmen, die einzige, welche olympische Ruhe und sardonisches Lächeln — Nanna und Opium — geben kann, die große, unendliche Apathie. Etwas interessierte ihn immer noch, immer noch hatte er Vertrauen in die moralische Größe seiner Zeitgenossen, immer noch schimmerte irgend etwas wie ein Irrlicht vor seinem Auge — er nannte es „Ideal“. Ein schöner Name, wirklich schön, aber was bedeutet er in dieser Welt des reinen Gewinnes? Nur leeren Schall, nur hohlen Schall!

Im Halbdunkel seiner Stube träumte er dann lange, lange. Anders war das Schicksal der Varden des Altertums; das Volk lauschte ihren Gesängen und ward nicht bloß hin-

gerissen, Beifall zu geben durch Aufschlagen der Schwerter auf steinerne Schilde, sondern auch durch Thaten. Und wie erst das Schicksal der Sänger des Mittelalters, der ruhmgekronten Dichter Italiens auf dem Kapitol! Er sehnte sich für seine Person nicht nach solchen Ehren, aber er fühlte, wie dadurch dem Ganzen gedient wäre, der ganzen Kunst. Der Jubel der Menge, das ist doch etwas, in welchem das Zischen einzelner Schlangen verstummen muß. Freilich, das Theater erübrigt noch, der letzte Rest altertümlicher Triumphe; dort sind Jubel, Beifall und Kränze. Aber unser Held war bisher noch so glücklich, nichts für's Theater geschrieben zu haben — er hatte noch nicht sein Schicksal abhängig gemacht von gemieteten Händen irgendwelcher Muffigganger.

Doch auch unsere moderne Zeit anerkannte zuweilen den Dichter. Es sind freilich nur seltene und kostbare Fälle, aber sie sind dennoch! Freilich anderswo, als bei uns. Juan Bovilla ernannte etwa hundert spanische Städte zu ihrem Ehrenbürger und die Stadt Tarracona ernannte sich selbst für sein Lebenlang zu seinem Mundschent und versorgte den Dichter nach seinem Belieben mit einem Meere ihres flammenden, göttlichen Weines. Ist es je wohl unserem biedern Pilsen eingefallen, einigen hervorragenden Poeten auch nur ein einziges Fäßchen seines Hopfennektars zu schicken? ! Unser Dichter verzog bei diesem Gedanken die Lippen — er trank nämlich kein Bier — aber er fühlte in der Tiefe der Seele das Glück der Anerkennung, welches, nach seiner Ansicht, den Poeten dadurch würde.

In solchen Träumen, durch welches er sich immer mehr und mehr der Welt und Wirklichkeit entfremdete, schien es ihm, daß er fortgetragen sei in andere Gegenden, in die Welt weiter Gedanken. Ihm war, als ob unsere ganze Welt — dies großartige Epopey des Heroismus und Wahnsinns — erst vor seinem Blick erschaffen und sich entwickeln würde. Er stand an der Wiege großer Gedanken und gottgleichen Thaten.

Er sah drei Ereignisse und er — der unpraktische Dichter — lächelte über drei unpraktische große Geister.

Zuerst sah er Salomon.

Er sah ihn gerade in dem entscheidenden Augenblicke, wo ihm die größte Weisheit angeboten wurde oder alles übrige, was wir Glück und irdische Ehre nennen. Wie dumm war Salomon! Was gilt denn heute alle Weisheit?!

Er sah Herakles auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Sünde, (dem Träumer klang die Musik von Saint-Saens ins Ohr); wie unglaublich naiv war Herakles! Was gilt denn heute Tugend!

Er sah Jesus in der Wüste, wie ihn Satan versuchte — aber damals war der Teufel der Dumme und der göttliche Meister hatte wie immer recht. Denn was war dies alles, was ihm Satan anbot? „Dies alles, was du siehst, wird dir gehören, wenn du vor mir dich beugen wirst!“ Unsinn, Herrschaft und Herrschertum, heute, wo es Nihilisten giebt und Dynamit!

Und unser unpraktischer Dichter brach in lautes Gelächter aus. O, ihr Narren! O, Salomon, o Herakles, o, du Vater aller Weisheit, Satan! Und der Dichter sprang auf und rief: Welche Thorheiten: Weisheit, Tugend und Herrschermacht! O, das hohe C, wenn ihr, Träumer, das gewählt hättet! Das ist die größte Macht der Welt, der größte Triumph aller Künste! Scepter und Kronen — Güter und Reichthümer, wozu dies alles! Nur das C, das hohe C in den Hugonotten oder in Aida hat die Zukunft für sich. Das ist der Götz, vor dem die Völker in den Staub sinken! In solchem heiligen, großen Augenblick, wenn der gemästete, vor Eitelkeit aufgeblasene Kerl, der vier Akte des großen Werkes lang gehudelt, im fünften dieses „C“ ansetzt, umarmen sich versöhnt und verbrüderet die Nationen und Religionen. Wie dumm war Satan, daß er Jesus nicht dieses C angeboten! Wie dumm waren Salomon und Herakles, daß sie dieses C nicht verlangten! O, was sind Elegien und Hymnen, was Bilder und

Statuen, was die Pyramiden und Obelisken, was die Sterne der Welten, was die Unendlichkeit gegen solch' ein C! Der Sternenreigen bleibt stehen, der Weltgeist rückt seine Nachtmilch auf's andere Ohr und schreit, den Takt gebend, den Engeln zu: „Dummköpfe, hört ihr? Das ist das C. Das ist mein Sohn, an welchem ich Wohlgefallen finde!“

„Wem aber, Gott der Heerscharen, vertraust du solch' einen Schatz an, wem?“ fragte der Dichter.

„Jedermann“ klang eine unbekannte Stimme durch die Stube — „Jedermann, aber Geist darf er nicht besitzen!“ —

Der Fluch der Epigonen.

An einem schönen Morgen machte eine kleine Gesellschaft von Künstlern einen Spaziergang ins Freie, der nahegelegene halbverwüstete Park des Grafen J. war ein willkommenes Ziel. Nach einer fröhlichen Wanderung von zwei Stunden lagen die Ausflügler ausgestreckt im dichten Grase des Parks zwischen rings zerstreuten Jasminsternchen. Der Handtasche wurden ein kaltes Frühstück und zwei Flaschen Wein entnommen. Vier junge Leute waren's: Guido, der Bildhauer, eine athletische Gestalt, Julius, der Poet mit ziemlich gewöhnlichem Äußern, aber überaus schwärmerischem Blick, Paul, der Maler, der sich noch auf der Suche nach seinem eigentlichen Genre befand und Hans, wie der letzte genannt wurde, der ewige Student, ein gutmüthiger Bursche, Amateur, Dilletant — alles und nichts.

Der Ort, den sie für ihre Rast erwählt, war ein außerordentlich poetischer. Hinter ihnen erstreckten sich zwei Alleen alter, dichtbelaubter Linden und vor ihnen, wo die Alleen, gleich Armen, die sich ausbreiten, voneinander schieben, lag ein kleiner, düsterer See, halb mit hohem Schilf durchwachsen. Einzelne weißschimmernde, verkrüppelte Birken bildeten den Weg zu den rauschenden Bäumen im Hintergrunde. Aus

dem wogenden Schilf, nahe der schon verfallenen Wasserablaßstelle, erhob sich die Statue eines Satyrs — ein Werk im reinsten Barockstil. Sein unförmliches Gesicht neigte sich zur Seite mit ironischem Lächeln, es machte den Eindruck, als ob er lauschte — doch auf was? —

Julius trank sein Gläschen leer, warf es dann ins Gras, legte die Hände unterm Kopfe zusammen und recitierte, den Satyr anblickend, einige seltsame, auf den alten Faun Bezug habende Verse Verlains.

„Es kommt doch immer nur auf das, was ich sage,“ begann ärgerlich der Maler Paul, „in der Kunst ist alles schon dagewesen. Alles ist alt, verbraucht, alltäglich. Den Alten war es leicht, groß zu sein und hervorzuragen, sie fanden die Welt unausgenutzt, wir aber sind verdammt, die Scherben und Überbleibsel zu sammeln.“

„Nun, da kannst du ruhig bis zum Tode sammeln, du wirkst doch nicht fertig, mein Lieber,“ erwiderte der Bildhauer.

„Aber welchen Wert hat dies, da alles ja schon gewesen! Freilich, ein bißchen anders, aber es war. Julius muß bezeugen, daß ich wahr spreche. Er that dies schon — hier, der alte Satyr, wie oftmals wurde er schon besungen. Ich bin gewiß, daß Julius, als er das Ungeheuer erblickte, ein Gedicht zu schreiben sich angeregt fühlte, aber zum Glück sind ihm nur die wunderlichen, teuflischen fremden Verse eingefallen und —“

„Sage doch lieber zum Unglück!“ fiel ihm Julius ins Wort. Ja, Freunde, zum Unglück! Denn ich bin unglücklich, in der Tiefe meiner Seele unglücklich. Paul hat recht. Das Leben der Epigonen ist ein einziger Fluch!“

Guido antwortete nicht. Er zündete ruhig ein kurzes Pfeifchen an und schaute rauchend in den unendlichen Azur.

„Ich habe Unglück,“ sprach Julius weiter — „da finde ich ein Motiv, ersinne eine Situation, in freudiger Erregung fange ich an zu schreiben, doch kaum begegnet ein Reim dem andern, so weiß ich auch schon, wer vor mir den gleichen Stoff

behandelt und entnütigt, wie ein Feigling, werfe ich die Feder von mir, mein Schicksal verfluchend.“

„Das möchte mich nicht behindern,“ sagte Guido still, „ich würde meine Arbeit thun und kümmerte mich weder um Peter noch um Paul. Allzugroße Rücksichtnahme auf unsere Vorgänger führen entweder zur Unfruchtbarkeit, wie an dir sich's zeigt oder zur Hypochondrie, welcher der Patron anheimfiel, dessen verrückte Verse du vorhin citiert hast. Oder glaubst du, daß er der erste war, der solch' einen Satyr für ein Gedicht benutzte? Du bist Kenner genug und weißt ganz gut, daß vor ihm schon viele andere dasselbe thaten.“

„Ja, selbst Viktor Hugo und in welch' einem Gedichte!“ flüsterte seufzend Julius.

„Siehst du, doch hat dies den jüngern Dichter nicht abgeschreckt. Er verfaßte auch ein Gedicht, ein bißchen seltsam zwar, aber er lief nicht davon aus Furcht, alte Motive zu wiederholen.“

„Stephan Mallarmé schreckte auch nicht zurück,“ meinte Julius verlegen, „und schuf aus diesem Motiv eins der schönsten Gedichte neuer Poesie, voll des träumerischen Pantheismus, schwer, wie die Blut des Sommers und inhaltsvoll, wie das flutende Leben in den Adern der Natur.“

„Und doch ist's ein anderes, als das Viktor Hugos und auch ein anderes, als Verlains Gedicht — da erfleht du selbst, welch' einen Unsinn du behauptest und Paul bestärkt dich noch darin. Paul hat sich selbst noch nicht gefunden und du, mein Lieber, hast durch allzuvielen Grübeln dein Talent verdorben. Die Kunst muß naiv sein, sonst wird sie zur Komödie, unwürdig ihres Schöpfers und unwert des Namens Kunst. Ich glaube nicht an Euren Fluch der Epigonen, mir ist die Kunst ewig neu und ewig anders — für mich ist ihre Quelle nicht verstopft, ich trinke aus ihr mit vollen Zügen — Ihr aber speiet vorher in ihre goldenen Potale.“

„Sage, was du willst,“ erwiderte der pessimistische Paul, wir sind Epigonen — wir essen aus halbgeleerten Schüsseln.“

„Unsinn!“ ereiferte sich Guido. „Ich arbeite an einer Venus. Wie oft ging sie durch die Hände der Künstler! Mich aber kümmert weder Praxiteles, noch Canova, noch Thorwaldsen. Ich weiß, daß ich gegen diese Giganten ein Wurm bin, aber ich arbeite frisch fröhlich weiter — etwas neues finde ich sicher doch, was selbst den Größten entgangen, was gerade mir einfiel und niemand sonst. Doch warum ereifere ich mich? Sie schlafen ja alle um mich her — ei, so laßt mich wenigstens meine Pfeife in Ruhe rauchen.“

Und in der That schliefen Hans und Paul, als wär' es Mitternacht. Julius träumte mit halbgeschlossenen Lidern. Er antwortete Guido nicht mehr, welcher, gelehnt an einen Baumstamm, sich in Gedanken vertiefte.

Rings herrschte Stille, die tiefe Stille eines Julmittags. Den Himmel durchfluteten weiße Wölkchen, Schatten jagten sich im grünen Grase, in den Baumkronen rauschte es leise, aus dem Grase erstiegen Düste, das Schilf schwankte im Winde und im Glanze der Sonne schien das Grinsen des Satyr noch höhniſcher. Julius erhob sich langsam, umschritt den Teich, tauchte seine Füße in das Schilf und blieb vor der Statue stehen. In dem magischen Lichte des Mittags, in dem Aushauche der Erde und der Pflanzenwelt — in jenem Augenblick, da es dem Menschen dünkt, daß er den Schlag fühlt und hört des Herzens der Natur — entspann sich zwischen beiden folgendes Gespräch:

„Warum grinsest du, Scheusal?“ fragte Julius.

Der Satyr lächelte höhniſcher.

„Antwortest du nicht? Dir ist so manches bekannt. Sage mir, was du hier gesehen, seit dieser Park gegründet worden, seit man dich hierher gestellt — sprich! Enthülle mir's!“

„Du hast ja Viktor Hugos Gedicht gelesen!“ antwortete mit einer Grimasse der Satyr.

„Ich verstehe dich! Dir ist es leicht, zu lachen — du stehst hier nah dem Herzen der Natur, ihren Gedanken folgend im Sternenglanze, jede ihrer Regungen belauschend, das Fallen

des dürren Laubes, das Flüstern des Windes, das Geschrei des Wildes und der Vögel, das Knistern der Zweige. Du bist Zeuge des großen Lebens und mußt selbst zum Dichter werden, in die ewige Werkstatt Gottes blickend und in die ewige Entwicklung — Bewegung —

„Wie es Mallarmé in seinem Gedichte beschrieb,“ grinste der Satyr.

„Du bist ein Sinnbild der Zeit, welche dahinzieht — der Vergangenheit und der Zukunft. Du lachst hier der Leidenden ebenso wie der Liebenden — denn alles verschmachtet, vergeht und du nur bleibst!“

„Hast du nicht vorhin Verse gleichen Inhaltes recitiert?“ grinste der Satyr.

„Was also bleibt uns? Sprich! Du weißt es, aber willst es nicht sagen. Ich fühle, es läßt sich noch manches sagen und aussprechen — selbst das, was andere schon gesagt, aber wie?“

„Das ist ein Geheimnis.“

„Das deinige, Gespenst?“

„Nein, nicht meines, sondern des Künstlers.“

„Warum also grinsest du so höhnlisch?“

„Ich verlache jene, die hier vorübergehen ohne Ahnung dessen, was hier begraben. Sie schreiten an der Harfe vorbei und es rührt sie ihr Ton nicht, an den Farben vorbei und sehen die Harmonie nicht, an den schlafenden Gedanken vorbei, die unter ihren Füßen im verwelkten Laube knistern und — sie sprechen sie nicht aus. Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht.“

„Aber ich will wissen, ich will hören! Warum haben andere von mir das Geheimnis des Lichts und der Schönheit der Poesie entwendet? Ich auch fühl' es lebendig in meiner Seele, aber zu spät — denn andere sprachen es vor mir aus.“

„Sprich du es anders aus!“

„Wie, wie?!“

„Tritt näher, ich will dir's sagen.“

Julius näherte sich der Statue.

„Klettere längs der Säule bis zu meinen Lippen, nähere ihnen dein Ohr — ich kann mich nicht zu dir neigen, ich bin durch die Zeit steinern geworden. Höher, noch höher!“

„Nun denn“ —

Julius umschloß krampfhaft die Säule, sein Ohr berührte die steinernen, verwitterten Lippen des Satyr.

„Jetzt sprich! Warum lastet der Fluch auf mir, warum kann ich nicht vorwärts dringen, warum?“

„Weil du ein Schwächling bist!“

Diese Worte klangen wie ein Donnerschlag und warfen, einem Blitze gleich, Julius zurück auf den Rasen. Er öffnete die Augen. Der Himmel war mit finstern Wolken umzogen und aus der Tiefe ertönte der Donner.

Julius ging zu den Freunden. Guido rauchte immer noch ruhig, Hans schnarchte mit dem Donner um die Wette — Paul rieb sich die Augen, plötzlich sprang er auf und rief:

„Seht doch, in dieser Beleuchtung hat dieser Winkel etwas Originelles — schnell meine Mappe, das soll ein schönes Bildchen werden! Wenn mich der Regen nur nicht durchnäßt, eh' ich mit der Skizze fertig bin!“

„Nun, Julius — fandest du kein Gedicht?“ fragte Guido.

„Ja, und ich denke — ein gutes!“

„Da sehe man nur — ich behalte doch recht,“ lachte der Bildhauer.

Schwere Tropfen fielen in die Kronen der Bäume — Paul fluchte und der Satyr im Schilse grinste! —

Wir sind alle glücklich.

Ich stieg eine Station vor Prag in den Eisenbahnwaggon, in ein Coupé dritter Klasse. Mein Einsteigen störte das Gespräch; als ich mich in einer Ecke niederließ, war es ganz stille im Wagen. Ich musterte meine Nachbarschaft.

Mir gegenüber saß ein Landgeistlicher, augenscheinlich ein Pfarrer; das Gesicht ziemlich gewöhnlich, der Körperbau knochig und eckig, die Hände stark abgebrannt. Der Landpfarrer beschäftigte sich gewiß außerhalb der Kanzel und des Altars auch mit der Landwirtschaft. Sein Haar war schon an vielen Stellen ergraut. Er machte, alles in allem, den Eindruck eines gutmütigen Landmannes.

Neben ihm saß ein ungefähr fünfzigjähriges Frauchen. Eine kleine Person im altmodischem Kleid. Die blau geäderte Hand, von genetzten Halbhandschuhen umfaßt, hielt einen mittelgroßen, festverbundenen Korb. Um ihren Mund spielte ein freundliches, beinahe kluges Lächeln.

Nach kurzer Pause setzten die beiden ihr durch meine Ankunft gestörtes Gespräch fort. Den Anfang kenne ich nicht, ich gebe alles, was ich hörte, treu und schmucklos wieder.

„Und was macht Lottchen?“ fragte die kleine Frau.

„Lottchen hat sich in ihr Schicksal auch schon eingelebt. Sie erkannte, daß ihr nichts anderes übrig blieb. Sie wohnt bei uns im Pfarrhaus und ist glücklich. Wir sind alle glücklich.“

„Und Ihr Mütterchen?“

„Ach die, die ist freilich nicht eben gut daran — sie hat kurzen Atem — die Füße versagen ihr den Dienst — sie klagt fortwährend — aber sie ist doch glücklich — ich sehe ja, daß sie gerne bei uns ist.“

„Das will ich glauben,“ erwiderte die Frau, „war es doch immer ihr Wunsch, vielleicht der einzige, den sie jemals hatte, das Hochwürden einmal Pfarrer würden und sie bei Ihnen leben könnte. Als wenn ich sie vor mir sähe! So hat sie's doch abgewartet! Und der Schwager Josef?“

„Auch der ist ganz zufrieden,“ sprach der Pfarrer ruhig. „Er besichtigt die Felder, besorgt das Vieh und spielt mit Veronikas Kindern und verzärtelt sie dadurch. Er ist ein grundbraver Mensch, jetzt erst lern' ich ihn erkennen und nach seinem Verdienste schätzen.“

„Und Veronika ist bei Euch.“

„Ich bitt' Euch, wo sollte sie denn sein? Die Leute sind schlecht und übles Nachreden hat sie genug erfahren müssen. Bei uns fühlt sie sich wohl — ich wenigstens glaube, daß sie glücklich ist.“

„Aber sie hat doch so viel geweint. Es war freilich damals ein Schlag für sie — da gab es Gerede auf Gerede in der ganzen Umgebung.“

In dieser Bemerkung steckte ein klein bißchen Gift; der Pfarrer schlug sofort den Angriff ab.

„Die Leute machen alles größer,“ sagte er ruhig. „Ich wünschte, daß ihre Verwandten sie sehen könnten. Wie frisch sie ist und wie klug sie ward! Sie spricht nie von dem Nichtswürdigen. Sie pflegt nur die Kinder, die sind ihre Freude und ihr Leben. Sie sind's auch für mich. Wir gehen miteinander in Wald und Feld — wir sind überhaupt alle sehr glücklich.“

Stille trat ein. Nur das Brausen und Säusen des Zuges war zu hören. An unserem Fenster flog die stille Landschaft in der scharfen Beleuchtung des Sommermorgens vorüber. Der Pfarrer legte seine beiden Hände auf den schwarzen Knopf seines schweren Rohrstockes, schlug die grauen Augen nieder und lächelte. In seinem Gesichte lag etwas wie Triumph. Entweder freute er sich, die kleinen Angriffe seiner Nachbarin glücklich abgeschlagen zu haben, oder er war wirklich überzeugt von dem allgemeinen Glücke.

Eine ziemlich lange Pause verging. Wir näherten uns Prag.

Das Frauchen hustete ein bißchen und stellte dann bescheiden, die Augen niedersenkend, die Frage:

„Und wie geht es Ihnen, hochwürdiger Herr?“

„Ich,“ entgegnete mit seiner beständigen Ruhe der Pfarrer, „ich, daß wißt Ihr doch, bin immer der letzte im Kalender. Aber ich bin auch zufrieden. Ich pflege täglich in den Wald zu gehen, ich suche sehr gerne Schwämme. Wir haben einen kleinen Fluß bei uns, darin bade ich mich gerne, im Hause

hab' ich heilige Ruhe, ich wünschte nur, daß es jedem so ergehen möchte wie mir, uns allen. Wir sind alle glücklich."

„Es ist wirklich eine Gottesgabe,“ erwiderte mit frommer Miene das Frauenchen.

Wir waren in Prag und stiegen aus. Ich eilte in die Stadt, aber durch das Gewoge der Fuhrwerke, den Lärm der Passanten, das Getümmel der Straßen hörte ich mehr wie Ironie als Trost die ewige Antwort, die einfältige Antwort des ländlichen Pfarrers: „Wir sind alle glücklich.“ — —

Freund Onoratos Weihnachtsabend.

Ein eigentümlicher Weihnachtsabend war es, den ich im Jahre 187* in Livorno erlebte.

Der Tag war wie ein Frühlingstag, nirgend eine Schneeflocke sichtbar, ja, selbst der Kreis der ferngelegenen Gebirge war so rein und blau, wie der ihm gegenüber leuchtende Meeresspiegel und die dunklen Rücken der entfernten Inseln zeichneten sich in weichenblauen Umrissen auf dem goldenen Grunde des Nordhimmels ab, wie an warmen Sommerabenden, da eine ganze Reihe von Equipagen an unserem Hotel in Ordenzi vorüber zu den Thoren der Stadt fuhr.

Es war nur der Unterschied in der Scenerie, daß heute die Ufer verödet waren, daß, wer nicht mußte, nicht ausgegangen war. Erst gegen Abend legte sich ein leichter Nebel über die Stadt und ein Wind erhob sich.

Auch das Nachtmahl und alles, was gewöhnlich mit ihm am heiligen Abende vereint ist, hatte nicht jene besondere, feierliche Form, an die wir Nordländer gewohnt sind. Es wurde wie gewöhnlich nach fünf Uhr gespeist, die Kinder hatten zwar ihr aufgepuztes Bäumchen im Nebenzimmer, doch berührte ihr ausgelassener Reigen uns Erwachsene nicht allzu sehr. Wir saßen nach dem Nachtmahl allein beim Dessert, ich und der Hauspriester Don Paolo. Der Graf saß den

ganzen Abend bei dem Lager seiner tränkenden Frau, ihr (Gott weiß, zum wievielten Male) einen Roman von Montepin vorlesend und die Gouvernante, eine Französin, ging den Kindern nach in das Nebenzimmer. Indeß diese die Bescherung beschauten, setzte sie sich in eine Ecke; ich konnte durch die halbgeöffnete Thüre sehen, wie sie Thränen aus dem Auge wischte — sie erinnerte sich wohl ihrer entfernten Heimat. Auch Don Paolo, sonst immer ungemein gesprächig, war heute, als wenn ihn etwas drückte — er rauchte Cigarette nach Cigarette und schlenkerte wüthend mit den langen Füßen in schwarzen, enganliegenden Strümpfen. Die Sutane hielt er auf den Knien und blickte finster in die Rauchwolken, die ihn umhüllten.

Ich konnte meinen Unwillen über den Mangel an echter Weihnachtsstimmung nicht unterdrücken und, dabei Nüsse zerkausend, sagte ich wohl etwas, was Don Paolo an seinem Nationalstolze berührte. Ich behauptete, daß wir Nordländer poetischer seien, daß wir hartnäckiger und stärker an ererbten Gebräuchen und Sitten festhielten, daß ein heiliger Abend ohne Schnee und anhaltenden Frost kein echter heiliger Abend sei, weil ihm dann der ganze Zauber fehle, jene Scenerie, welche nötig sei, die alten Eindrücke der Jugend wieder aufzufrischen und die echte Weihnachtsstimmung hervorzuzaubern.

„Sie urteilen nach dem Anblicke, der sich Ihnen jetzt bietet,“ erwiderte Paolo mit leiser Ironie und deutete auf seine Umgebung, „aber Sie dürfen darnach nicht das ganze Volk beurteilen. Was Sie hier sehen, das sind kosmopolitische Weihnachten — ich wünschte, Sie hätten bei mir, als ich noch Pfarrer im Gebirge war, die Weihnachten verbringen können, wie mein Freund Onorato, dann sprächen Sie gewiß anders.“

„Onorato?“ fragte ich neugierig, „Onorato Fave, mit dem wir in Modena zu Nacht gespeist?“

„Ja, Onorato Fave — ich habe Sie doch vorgestellt.“

„Der demokratische Abgeordnete?“

„Ja!“

„Der mit dem langen, schwarzen Schnurrbart, grobem, abgebrannten Gesichte und Berserkermanieren?“

„Und einer Kinderseele,“ ergänzte Don Paolo.

„Der Gegenkandidat unseres Grafen?“

„Ja und auch Sieger über ihn bei den letzten Wahlen.“

„Dieser Garibaldianer — der, Ihr Freund?“

„Mein ältester Freund,“ erwiderte Don Paolo; „und sehen Sie, dieser demokratische Abgeordnete, dieser Berserker, dieser Garibaldianer, wie Sie ihn zu benennen beliebten, wäre beinahe ein Opfer jener Weihnachtspoese geworden, deren gänzlichen Mangel Sie uns soeben eifrig und ein bißchen voreilig zum Vorwurfe machten.“

„Wie das? Erzählen Sie doch!“

„Die Historie ist ein wenig lang, aber sei es!“ sprach Don Paolo und schenkte sich das Glas von neuem voll, „ich will Ihnen beweisen, daß auch bei uns das Gefühl für Weihnachtspoese stark ist und daß es in dieser Zeit sich in jedem rührt und sein Recht begehrt, gleichviel, ob der Mensch ein Gläubiger ist oder ein Atheist. Reste unserer Jugendzeit sind es, die so viel Poese um den heiligen Abend weben und die Erinnerung an die Zeit, da wir noch etwas wollten und ersehnten, überwältigt an solchem Tage allen Kummer, alle Enttäuschungen des wirklichen Lebens. Freund Onorato ist der lebendige Beweis, ihm ist der Weihnachtsabend im wahren Sinne des Wortes verhängnisvoll geworden . . .“

„Sie machen mich ungemein begierig.“

„So hören Sie also! Onorato Fave ist von Jugend an mein Gefährte. Wir stammen beide aus D . . . , ich kannte seine Familie wie die meinige, wir besuchten zusammen die Dorfschule und fanden uns eines schönen Tages auf den Bänken des Knabenseminars in M Sein Vater war ein echter lombardischer Bauer, herb in seinem Äußern, aber eine gediegene Natur. Seine Mutter war eine außergewöhnlich weiche und gefühlvolle Frau. Ihr religiöser Eifer ging schon nahe bis zum Fanatismus. Außer dem glühenden Kultus der

Madonna lebte sie nur ihren Kindern, von denen der einzige Knabe, Onorato, ihr Liebling war. Onorato war, gleich mir, von den Eltern für den Priesterstand bestimmt; er hätte sicherlich den Willen seiner Eltern erfüllt, wenn nicht just ein heiliger Abend, sozusagen mit Gewalt, sein ganzes Leben in ein anderes Geleise gedrängt hätte. — Sie kennen die italienische Jugend nicht. Das ist ein Feuer, das ist Kraft und Gewalt! Wir waren kleine Seminaristen, Bürschchen zwischen neun und zwölf Jahren, aber wir waren damals alle für die Freiheit und Einheit Italiens entflammt — die heute, da sie erobert, kaum geschätzt wird. Kurz vor Weihnachten ereignete sich jener Zufall, der Onorato so verhängnisvoll geworden. An einem Hause, welches einmal Garibaldi zur Übernachtung gedient, wurde eine Gedenktafel feierlich enthüllt. Auch wir hatten eine Sammlung unter uns eingeleitet, um einen Kranz zu übersenden, da wir persönlich an der Feier nicht teilnehmen durften und konnten. Wir übersandten den Kranz mit einer herzlichen und flammenden Zuschrift. Wir waren so unvorsichtig, in unserem Namen für die ganze, ganze zukünftige Priesterschaft des großen Italiens zu sprechen. Aber alles wird verraten und auch wir entgingen diesem Lose nicht. Es folgte nun eine lange Untersuchung, deren Verlauf zu schildern Sie langweilen müßte. Wir hielten zusammen wie ein Mann und die Untersuchung ergab für die Forschenden keinen Erfolg.

Der Spiritual erfuhr nicht einmal, wer der Urheber, der Anstifter jener That gewesen, oder wer jenen Brief geschrieben. Die Geschichte begann einzuschlafen und wir dachten schon, uns des gewonnenen Spieles freuen zu können — da kam eine Kundmachung, die uns traf, wie ein Donnerschlag. Es hieß, sämtliche Seminaristen verbleiben in der Klausur — das wäre die Strafe. Niemand dürfe abreisen während der Weihnachtsferien. Sie können wohl ermessen, wie mächtig uns diese Kundmachung erschütterte. Am meisten niedergeschmettert wurde durch dieselbe Freund Onorato. Des Mittags

rührte er die Speisen nicht an — wenn er studierte, saß er, den Kopf in die Hände gestützt, bewegungslos und die Nacht — er schlief neben mir — hörte er nicht auf zu seufzen.

„Was liegt an mir!“ sprach er, als ich ihm Mut und Kraft einsprechen wollte, „um mich handelt sich's ja nicht, aber um meine arme Mutter. Sie hat noch nie ohne auch nur eines von ihren Kindern Weihnachten verbracht — sie wird's diesmal nicht überwinden.“

Ich konnte sehen, daß Dnorato geweint hatte und hörte ihn die Nacht hindurch seufzen und auf seinem Lager sich herumwälzen. Am anderen Morgen riet ich ihm, den Direktor um Urlaub zu bitten, vielleicht, daß er von der Strafe ausnahmsweise befreit würde. Er aber schüttelte verzagt das Haupt und schwieg — er wußte, daß solch' ein Schritt doch vergeblich bliebe. Ich muß eingestehen, daß ich selbst den Direktor aufgesucht und für Dnorato gebeten habe, da ich wußte, daß er auf mich etwas halte. Aber diesmal war auch mein Schritt nutzlos.

„Es ist nicht möglich, Ausnahmen zu machen — die Strafe muß exemplarisch sein, nicht nur für euch, sondern auch für die künftige Generation,“ gab mir der Direktor trockenen Tones zur Antwort. Dnorato erfuhr nichts von dem Schritte, den ich ihm zur Liebe, freilich ohne Erfolg unternommen. Es vergingen zwei Tage. Am Morgen des zweiten Tages sah ich ihn noch beim Frühstück — zur Zeit des Mittagessens war er schon nicht mehr anwesend — er war verschwunden. Alles Nachforschen nach ihm blieb vergebens. Ich ahnte sogleich, daß Dnorato entflohen, um am heiligen Abend bei seiner Mutter sein zu können. Aber besorgt dachte ich an die Möglichkeit oder vielmehr große Schwierigkeit des Gelingens. Wie wird er nach Hause kommen? Der Winter war ungewöhnlich streng — eine Eisenbahn gab es in der Richtung nach unserer Heimat nicht und Dnorato hatte kein Geld. Ich rechnete und wurde sehr ängstlich. Dnorato mußte sechzehn Stunden zurücklegen, wollte

er dem heiligen Abend zu Hause beizuhören. Ich theile Ihnen jetzt mit, was er mir später selbst erzählte.

Zu Hause setzten sich alle gerade um den Tisch. Frau Livia, die Mutter Dnoratos, fing an zu weinen und schluchzte: Mein Kind, mein armes Kind! Alle Anwesenden waren tief erschreckt, das Antlitz des Vaters verdüsterte sich, er schalt über ihre allzugroße Empfindlichkeit, er versuchte zu beweisen, daß Dnorato seine Strafe vollständig verdient habe — aber umsonst, Frau Livia hatte kaum den ersten Löffel Suppe zum Munde geführt, als sie mit einem lauten Schrei, von ihrem Weh überwältigt, zur Erde sank. Ein Glück, daß sie der Vater mit seinen Armen auffing. In diesem Augenblick ward draußen Hundegebell laut. Der Hund Sambo meldete die Ankunft des Gastes — das Bellen verwandelte sich bald in ein freudiges Heulen — es war zu hören, daß der Hund den Antönnmling freudig begrüßte und umsprang. Die Thüre öffnete sich und Dnorato flog in die Arme seiner ohnmächtig werdenden Mutter.

Abermals ein Aufschrei, aber der kam aus der Tiefe des Herzens und Mutter und Sohn empfanden in diesem Augenblicke überirdische Freude.

Bonaventura, der Vater Dnoratos, stand, die Arme über die Brust gekreuzt, beim Ofen und sprach kein Wort; die erschrockenen Schwestern standen ringsumher und das Gefinde zwischen der Thüre. Sohn und Mutter weinten laut.

„So ließen sich die Herren doch erweichen,“ fing der Vater nach einer Weile an, „und ließen dich ziehen?“

„Nein!“ antwortete ruhig Dnorato.

„Du bist also entflohen? Du bist heimlich davongelaufen!“ schrie Bonaventura wild und wollte sich auf seinen Sohn stürzen.

Aber die Brust der Mutter ist ein sicheres Asyl.

Frau Livia richtete sich hoch auf, wie eine Löwin und ihren Dnorato an ihr Herz drückend, vernichtete sie mit einem einzigen Blicke den Bohn ihres Gatten.

„Sehr freundlich heißest du deinen Sohn willkommen,“ rief sie trotzig und dabei unaufhörlich schluchzend, „anstatt ihn ans Herz zu drücken und zu sorgen, daß er sich umkleide und abtrockne, willst du ihn strafen für seine Liebe!“

Der alte Bonaventura trat zu dem Ofen zurück und brummte etwas von der Überspanntheit der Weiber und ihrer Gefühlsüberschwänglichkeit.

Die Mutter versorgte indessen ihren Knaben mit Zärtlichkeit. Er mußte sich umkleiden und dann erst begann man zu nachmahlen. Während des Essens saß Onorato neben der Mutter, ihre Hand stets in der seinigen haltend, sie sprachen beide nicht und berührten die Speisen kaum; aber was sie fühlten, was sie in diesen wenigen Stunden durchlebten, das überwiegt alle unsere Begriffe von menschlicher Seligkeit. Auch Bonaventura hörte zu brummen auf und unter allen, welche den Mitternachtsgottesdienst besuchten, gab es wohl keine glücklicheren Menschen als diese.

Was dann folgte, werden Sie erraten. Onorato durfte nicht mehr ins Seminar zurück. Der alte Bonaventura kümmerte sich nicht einmal darum. Mich schmerzte Onoratos Fernbleiben, denn ihn liebte ich am innigsten. Doch Freunde sind wir geblieben. Nachdem er das Lyceum absolviert, studierte Onorato die Rechte. Seine Mutter erlebte sein Doctorat nicht. Ich überspringe eine Reihe von Jahren und spreche von der Zeit, da ich als Pfarrer in meinem Geburtsorte das erste Jahr wirkte und mich für den Mitternachtsdienst vorbereitete. Ein fremder Herr wünschte mit mir zu sprechen, sagte man mir. Ich trat ein wenig verdrießlich hinaus, aber sofort erhellte sich mein verdüstertes Gesicht. Vor mir stand mein Freund Onorato.

„Wie? Du hier und heute?“ entschlüpfte es unwillkürlich meinem Munde.

„Wie alljährlich,“ sagte er ruhig. „Ich bewahre treu die Erinnerung an jenen heiligen Abend. Seit meine Mutter tot ist, besuche ich am heiligen Abende ihr Grab, Jahr für

Jahr. Erstaunt vernahm ich, daß du jetzt hier Pfarrer geworden bist. Mir ward bange nach den Jugendzeiten, ich widerstand dem Drängen meiner Sehnsucht nicht. Ich sah dich nun, das genügt mir. Unsere Wege und Ansichten gehen auseinander — ich verlange nichts und gehe wieder . . .“

Seine Stimme bebte, er war ungewöhnlich erregt.

„Freund — Bruder!“ rief ich, und schon lagen wir uns in den Armen.

Er blieb. Ach, das war damals ein unvergeßlich schöner heiliger Abend!

In der geräumigen Gesindestube meiner ländlichen Pfarre saßen wir bis zum Mitternachtsgottesdienst beisammen. Bei vollen Gläsern weckten wir Jugenderinnerungen wach, und da konnt' ich nicht umhin, ihm zu verraten, welchen Schritt ich damals zu seinen Gunsten bei unserem Direktor versuchte.

Dnorato drückte, tief bewegt, meine Hand und begleitete mich in die Kirche. Als ich in die Sakristei schritt, erblickte ich ihn am Grabe seiner Mutter knieend.

Wir verlebten eine Reihe solcher heiliger Abende. Jahr für Jahr erwartete ich meinen Dnorato am Weihnachtsabend, Jahr für Jahr hat er sich eingefunden zum Nachtmahl in meiner bescheidenen Pfarre. Eine Veränderung war nur, daß er später ein junges, schönes Frauchen und abermals später auch sein Kind mitbrachte.

Glauben Sie mir, das waren heilige Abende echt und wahr, voll Poesie, und die Stunden bis zur Mitternacht verfloßen schöner wie heute, (er lächelte bitter); wir schätzten den Zauber der Weihnachtspoesie, wir waren glückliche Menschen, wahrhaft glückliche, einander liebend aus Liebe ohne selbstsüchtiges Interesse.

Don Paolo schwieg und versank in tiefes Nachdenken — seine Cigarre ganz vergessend. Es war stille, nur von draußen klang herein das Wogen des Meeres und das Sausen des mächtigen Windes.

„Und nun hat es ein Ende gefunden?“ fragte ich gerührt.

„Ja, es hat ein Ende gefunden. Diese verdammte Politik — daß sie der Teufel —! Und dann — ich ging nach Rom wo ich mein Doktorat machte, wurde Erzieher, später Vorsteher der Kongregation von St. Maria, meinen Geburtsort habe ich seitdem nicht mehr gesehen. Aber Onorato und ich sind nicht auseinander. Ihr waret ja Zeuge, als ich und er in Modena miteinander zu Nacht speisten, wie wenn nichts zwischen uns vorgefallen wäre. O, die Jugend ist süß und mächtig!“

„Und besucht auch heute noch Onorato das Grab seiner Mutter?“ fragte ich.

„O, daran zweifle ich nicht,“ erwiderte Don Paolo, „er ist ein demokratischer Delegat und hat einen starren Sinn. Doch sehet!“

Wir traten an das Fenster. Das Meer war besät mit Lichtglanz. Die dunkle Masse der hier vor Anker liegenden Schiffe spielte in dem Feuermeer alle Farben.

„Was ist dies?“ fragte ich bewundernd.

„Die Matrosen der fremden Schiffe feiern den heiligen Abend,“ sagte Don Paolo und nahm das Sammetkappchen vom Kopfe ab.

„Frieden den Menschen und guter Wille,“ sagte ich, die Hand ihm reichend.

„Ja, es lebe unser Freund Onorato Fabe,“ rief er, das Glas erhebend, „jetzt“, (er blickte auf die Uhr) „jetzt knieet er an dem Grabe seiner Mutter, von seiner ganzen Familie umringt — o, es war ein schöner, unvergeßlich schöner Weihnachtsabend auf meiner kleinen Pfarre!“

Und schweigend stießen wir an! — — —

Die Quelle des Vergessens.

Der Abt Fulgentius stand an die Mauer des Klostergartens gelehnt und schaute zerstreut in die Ferne. Das Brevier entfiel seiner Hand in das dicke, ungetretene Gras.

Es war kurz vor Sonnenuntergang. Die alten Bäume des Klostergartens flammten im reichen Purpurglanz der Abendröthe wie Säulen aus Rubinen, ihre Blätter strahlten, wie Smaragde — der ganze Garten bot fast den bezaubernden Anblick des Paradieses, von dem so oft die alten Chroniken berichten. Flog zeitweise ein Vogel vorüber oder ein Schmetterling, so glich er eher einer fliegenden Blüte oder einem fallenden Sterne. Alles glänzte und loberte, alles war in den Duft von durchdringender außergewöhnlicher Kraft getaucht.

Es war der mystische Augenblick des Überganges, wenn sich der Tag zum Abend neigt — es ist nicht mehr Tag und noch kein Abend; ein Augenblick, in welchem die Seele, wenn noch so an die Materie gefettet, die Schwere ihrer Fesseln nicht fühlt und glaubt, daß sie wirklich Schwingen besitzt und fähig ist, aus dieser Welt zu fliegen.

Der Abt war ungewöhnlich traurig.

Doch war es nicht die Trauer eines Menschen, der freiwillig der Welt entsagt und das letzte Fünkchen der Lebenslust in der Asketik zu töten sucht. Seine Trauer hatte einen ganz anderen Ausdruck.

Es war die Trauer der nach dem Leben schmach tenden Seele, die Trauer, in welcher man nach dem letzten Strohhalme greift, durch den die sinkende Seele gerettet werden könnte, die Trauer, welche daraus entsteht, daß man gerne in seinem Busen alle Glocken in Schwingung versetzen möchte, zu einem die Schönheit, das Gute, das Erhabene feiernden Klange, aber nur, daß uns die einzige Möglichkeit dazu fehlt — vergessen zu können die Vergangenheit.

Der Abt erhob sein Haupt aus tiefem Sinnen und schaute auf die Feier des Unterganges. Vor ihm stand ein Mann in Pilgertracht, den breiten, muschelgezierten Hut auf dem Kopfe, in der Hand den Stab, um die Hüften seinen Sack und Kürbis. Die Gestalt war schlank und edel, das Antlitz trug den Stempel friedlicher, milder Ergebung.

Der Abt winkte ihm freundlich zu. Der Pilger trat näher. Es trennte sie nur die ziemlich niedrige, stellenweise eingestürzte, mit dichtem Dorngebüsch bewachsene Mauer des Klostergarten.

„Weit her?“ fragte der Abt den Fremden.

„Ja, weit her.“

„Es war seit je mein Traum und mein hanges Sehnen, die heiligen Orte einmal zu besuchen,“ sagte der Abt, „aber immer wehrten mir's die Pflichten für meinen Orden und mein Amt. Und kaum werdet ihr glauben, daß, was schwer gewesen dem Novizen und Bruder, dem Abte fast unmöglich ist. Sahrelang stand ich an dieser Mauer, dahin schauend, wo sich der Weg am Firmament verliert, nachblickend den Kreuzen und Fahnen der Wallfahrer. Ihre Gefänge haben mich zuweilen bis zu Thränen gerührt, ich fühlte, als würden in meiner Brust sich Flügel entfalten, aber ach, ich mußte dies Aufwallen und Drängen unterdrücken, mit Bitterkeit im Herzen muß' ich wieder ins Kloster zurückkehren, als der Ton der Vesperglocke erscholl. Und so gewöhnte ich mich langsam, die Bitterkeit wich stillem Mitgefühl, ich blickte später ruhig den Reihen der ins heilige Land ziehenden Pilger nach — ich vergönnte es ihnen, aber eines blieb doch zurück in meiner Seele.“

Der Abt versank nach diesen Worten wieder in kurzes düstres Sinnen und bemerkte nicht, daß ihn der Pilger mit seltsamen Blicken ansah, als wollte er mit seinem Auge eindringen in des Priesters ganzes Wesen.

Eine Frage nicht abwartend, sprach der Abt nach einer Weile wieder:

„Ich dachte mir, daß ich glücklicher sein würde als all die Pilger, daß mir vielleicht glückte, das zu finden, nach dem unser ganzes Jahrhundert irrt, dem nachforschen die Armen und die Reichen, die Jungen und die Alten.“

Ein Wunder, daß die Augen des Wallfahrers den Abt nicht durchbohrten! Unter ihrem magnetischen-Einfluß setzte der Abt fort.

Ihm war, als würde er einem höheren Wesen befehlen und als ob er dadurch eine Last von seiner Seele herabwälzte, die er vordem nicht einmal zu benennen wußte.

Er sprach ruhig, leise, mit kaum bemerkbarem Bittern der Stimme.

„Wir leiden alle durch diesen Gedanken. Wie viele Seefahrer vergingen ihm zu Liebe in unbekanntem Meeren! Was erzählen alte Klosterlegenden und Chroniken von Rittern, die ausgezogen sind, das Wunder zu suchen! Und sie fanden es nicht, sie fanden's nicht, mir aber flüstert etwas Geheimnisvolles zu, daß ich doch glücklicher gewesen wäre . . .“

Die Augen des Pilgers leuchteten wie zwei feurige Sterne. Ihre Strahlen hesteten sich auf die Stelle, wo unter der rauhen Kutte das Herz des Abtes unruhig hämmerte.

„Ich denke an die Quelle der Jugend. Ich glaube an sie, aber wo ist sie zu finden? Ich glaube, daß sie einmal gefunden wird, aber wer wird der Glückliche sein, und wird er vermögen, sie zu verwerten für die ganze Menschheit? Wird er imstande sein, sie auch für sich zu verwerten? Welch' eine Tiefe haben diese Fragen und wer kann sie beantworten?“

Jetzt begann der Pilger zu sprechen:

„Und du vermeinst, Abt, daß dir helfen würde, dir von Nutzen wäre die Quelle der Jugend, wenn dir gegönnt wäre, sie aufzufinden? Wie irrst du dich! Blicke hinab auf den Grund deiner Seele und antworte mir auf eine einzige Frage: Bist du ohne Schuld?“

Der Abt erhebe bei diesen Worten. Er fühlte, wie die Röthe der Scham in sein Antlitz stieg; er neigte tief das Haupt und schwieg.

Der Pilger fuhr fort:

„Was wäre dir und allen deinesgleichen die Quelle der Jugend nutz? Ihr würdet aus ihr trinken, Ihr würdet Euch verjüngen, aber dadurch würde sich auch das Bewußtsein Eurer Schuld verjüngen, mit welcher Ihr einst Euer Gewissen be-

lastet. Nicht die Zeit macht uns altern, sondern unsere Schuld, das, wodurch wir einmal uns gegen die Würde der Menschheit versündigt haben, gegen unsere Bestimmung, das Gute zu wollen und gut zu sein. Durch den Jugendtrank würde dieses Selbstbewußtsein mächtig wachsen und das Gewicht der Schuld und die Schwere des Standes drückender werden, denn zuvor. Und dieses Loos müßte jeden erreichen, denn sage: Wer unter uns ist frei von Schuld?"

„Niemand, niemand!“ rief der tief erschütterte Abt. „Aber sage selbst, was erübrigt uns?“

„Ich weiß ein besseres Mittel und fand es auf meinen Reisen,“ entgegnete der Pilger. „Es ist gleichfalls eine Quelle, freilich nicht die von Euch erträumte wunderbare Quelle der Jugend, es ist ein bitterer Wein, aber gesund, es ist das einzige, welches den genesen machen kann, der durch Schuld die einzige echte Jugend der Seele verloren.“

Der Abt erhob den Blick zum Pilger. In seinem erweiterten Auge flammte das Feuer wilder Sehnsucht.

„Du fandest das Wunder? Sprich, wo und wann?“

„Daran ist nichts gelegen,“ erwiderte der Pilger ausweichend. „Genug, daß ich's besitze und daß ich, wenn du willst und dich nicht fürchtest, dir einen Schluß reichen kann.“

„Ich fürchte nichts, ich will,“ sagte der Abt.

Der Pilger schnallte den Reisesack auf, entnahm demselben einen kleinen hölzernen Becher und füllte ihn mit einer schwarzen Flüssigkeit aus dem Kürbis, der ihn zur Seite hing. Der letzte Glanz der Abendsonne beschien das blasse Gesicht des Wanderers und bemühte sich umsonst, in der schwarzen Flüssigkeit den schwachen Reflex der Farbe alten Bernsteins zu entzünden.

Er reichte dem Abte den bis zum Rand gefüllten Becher.

„Was ist das?“ fragte jener, den Becher an die Lippen setzend.

„Die Quelle des Vergessens,“ entgegnete der Pilger.

Die Abendröthe erlosch, graue Schatten begannen sich auf der Erde auszubreiten. Der Abt trank die Schale leer.

Einen Augenblick schaute er in die grauen Schatten. Der Pilger verschwand in ihrem Schleier, dann der ganze Kreis um ihn her, sie legten sich ihm auf die Augen und auf die Brust; er fühlte, wie eine kühle Hand aus seinem Busen das entfernte, was ihn jahrelang gedrückt hatte; ihm wurde leicht und wohl, er war wirklich erfrischt und jung, er lächelte im Traume, dann ließ er das Haupt sinken und die Schatten umjagten ihn, hüllten ihn vollends ein, er selbst wurde allmählich zum Schatten und verschwand in ihrem unübersehbaren Gefolge

Spät in der Nacht fanden ihn die bestürzten Mönche des Klosters. Tropfen kalten Thau's hatten sich ihm gleich Brillanten in Haar und Bart gesetzt, auf der Brust, in welcher früher das Herz so unruhig gepocht, lag eine Jasminblüte und den Mund umspielte ein Lächeln unaussprechlicher Wonne.

Abisag.

Auf einem Cypressenruhebett lag in einem Zimmer seines königlichen Schlosses der große König David. Von der Decke hing eine große bronzene Schüssel nieder, aus welcher Duft brennenden Nastaß strömte und dessen Glutschein die mit Cedernholz ausgelegten Wände und die mit goldenen Nägeln verzierte Decke mit einem Lichtschimmer umwob.

Die Nacht war ruhig, mild und hell.

Aus der Stadt herüber tönten von Zeit zu Zeit die Schritte der Wächter und das Klirren ihrer Schwerter und Schilder, von den Weinbergen, die Jerusalem, einem grünen Gürtel gleich, umschlossen, klangen zuweilen die Rufe der Hüter. Der Mond, einem goldenen Schilde gleichend, badete sich in dem Spiegel der flachen Dächer und bevölkerte mit gespenstigen Schatten die zwölf Thore der Stadt, deren sich

weithinerstreckende Wälle, die Reinigungsteiche, die Weinberge und die mit Bienenstöcken erfüllten Gärten, er streifte die Aaleen der Sykomoren, der Palmen und Feigenbäume, den Staub, der sich tagsüber auf ihren Blättern niedergelassen, in flüssiges Silber verwandelnd, er schlich durch das Viertel der Kaufleute, wo unter freiem Himmel die an Pfählen angebundenen Kameele ungeduldig schnaubten, die Ankunft des neuen Morgens erwartend, er tauchte in die Cisternen hinab und versank in den Grabeshöhlen, darin die Gebeine der Väter unterm Fluch oder Segen der Söhne Israels erzitterten.

Die Nacht zog durch den Weltraum wie ein großes Gesicht durch das Haupt des Propheten.

Der König ruhte regungslos auf seinem Lager. Regungslos saßen ihm gegenüber vier Männer nebeneinander. Ihre knöchigen Hände ruhten auf den Löwenköpfen, welche die Lehnen der hohen Stühle bildeten — ihre Gesichter waren wie aus Stein und nur der blinkende Feuerschein malte durch das Spiel des Schattens und Lichtes in dieselben Zeichen des Grames und der Ermüdung.

Der erste trug das Kleid eines Hohenpriesters; sein Bart, regelmäßig geteilt und gekämmt, reichte bis auf die breite Brust. Der Priester hieß Sadol. Der zweite, in der Tracht eines Heerführers, war Banajasch, der Sohn Sojads, die letzten zwei im Höslingsgewande waren Semej und Nej. Ihr reichgeöltes Haar roch stark nach Sandel und Hyacinthen; der Brustteil ihres Kleides war zerrissen, denn Trauer wohnte in ihrem Herzen und trübte das Blut in ihren Adern. Aus ihrer Haltung war zu ersehen, daß sie etwas erwarteten, ihre Blicke hefteten sich auf eine Stelle, das Bett des Königs, darin David regungslos lag, eingehüllt bis zum Kinn in Löwenfelle. Sein Antlitz glich der Maske, die man vom Antlitz einer Leiche nimmt. Es war furchtbar blaß, ohne das mindeste Lebenszeichen — der Körper des Königs begann schon zu erkalten.

„Nathan kommt nicht;“ sprach Sadol.

Niemand gab Antwort.

Banajasch verzog noch mehr seine Augenbrauen, Semej und Rej seufzten tief auf.

Und wieder herrschte langes, grabähnliches, banges Schweigen.

„Weiß Beisaba um Nathans Absicht?“ fragte Semej flüsternd.

„Ja, sie weiß darum;“ erwiderte Sadok.

„Und ist sie einverstanden?“ fragte Rej.

„Sie muß es sein, denn spricht durch Nathans Mund nicht Gott selbst? Es ist ihre Schuld, daß nicht sie selbst mehr dem Könige den letzten Dienst erweisen kann.“

„Sie ist mit Jahren ebenso wie mit Schmerzen belastet,“ sprach Semej.

„Still! Der König bewegt sich,“ flüsterte Banajasch.

„Nein — es war ein Geräusch im Vorsaale. Sklaven bringen vielleicht die mit glühenden Kohlen gefüllten Pfannen, sie um das Lager des Königs aufzustellen.“

Dem war auch so.

Sieben Mohnen in kurzen, scharlachroten Tuniken traten herein. Jeder trug eine große Messingpfanne voll mit glühender Kohle, ähnlich dem Sterne Sahil, wenn er durch den Nebelschleier auf die schlummernde Welt herniederschaut, und stellten sie rings um des Königs Lager auf: zwei zu Füßen, drei zu Häupten und je eine ihm zu Seiten. Sie schütteten Myrrha und Weihrauchkörner auf die Kohlen und entfernten sich dann leise, wie Fantome.

Die sieben glühenden Pfannen leuchteten in der Dämmerung durch das Gemach wie sieben Sterne — bläuliche Rauchwölkchen entstiegen ihnen, wie überm Meere sich der Nebel erhebt, ein starker Duft erfüllte die Luft des Gemaches. Das blaße Antlitz des Königs erschien noch grauenhafter in ihrem Scheine und die noch tiefer auf die Brust gesenkten Häupter der vier Greise wurden durch die Schatten verfinstert, welche

die vorstehenden Augenbrauen und die dichten Locken des Haares in ihre Gesichter zeichneten.

Zu der Wärme der Sommernacht gesellte sich die aus den Pfannen strömende Hitze — die Stirnen der an dem Lager des Königs Wachenden bedeckten sich rasch mit Schweigtropfen, welche, mattglänzenden Perlen gleichend, niederrollten in ihre fetten, lockigen Bärte.

* * *

Nach längerem Augenblicke hängen Schweigens öffnete sich die Thüre. Auf ihrer Schwelle stand ein Mann von riesenhafter Gestalt. Sein Haar und Bart, die weder Salbe noch Ramin oder scharfen Stahl kannten, waren verwirrt, sein Gewand umgürtete ein grober, knotiger Strick, die schwieligen, nackten Füße bedeckte eine dichte Staubschicht, die nackte Brust war wettergebräunt, wie der Stamm des Feigenbaumes, die Augen, umrahmt von grauen, zottigen Brauen, leuchteten wie zwei glühende Kohlen und die starken, niederhängenden Lippen zitterten fortwährend, wie im Gebete. „Nathan!“ erscholl es aus dem Munde der Anwesenden. Sie erhoben sich und gingen ihm ehrfurchtsvoll entgegen. Das Antlitz eines jeden zeigte einen andern Ausdruck. Im Antlitz Sadoßs spiegelte sich die Neugierde, gezähmt durch Furcht, in dem Banajaschs die Ruhe der Erwartung und befriedigter Sehnsucht, in jenen Semejs und Nejs scheues Mißtrauen, gepaart mit Ehrfurcht vor dem Propheten.

Nathan schaute im Gemach umher und schritt näher.

„Wie geht es dem Gesalbten des Herrn?“ fragte er rasch.

„Wie er lag, als du fortgingst, liegt er noch, einer Garbe ähnlich, welche die vor dem drohenden Gewittersturme fliehenden Schnitter vergessen haben. Führst du das sunamitische Mädchen mit dir?“ fragte Nejs.

„Sie ist hier und auch ihr Vater,“ erwiderte Nathan und winkte in das Vorgemach.

Sogleich trat ein Mann mit gebeugtem Nacken, Fuchsaugen, rötlichem Bart und schmutzigen Händen in das Zimmer;

es war Lamech aus dem Geschlechte Iffachar. Ihn folgte schon ein schlankes Mädchen, ganz von Schleiern umhüllt; selbst übers Antlitz hatte es den Schleier gezogen und nur durch dessen dichtes Netz glänzten wie dunkle Sterne die Augen.

Lamech neigte sich tiefer. In diesem Augenblick war er so klein, daß er den Eindruck eines Zwerges machte. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch seine safrangelbe Tunika und sein rotes Haar. Das Mädchen stand hoch aufgerichtet, wie eine Palme.

„Banajasch,“ sagte Sadol ruhig, „geleite das Mädchen in das Bad des Königs — es möge sich baden, damit es das Lager Davids besteigen könne, um Israel zu erlösen.“

Banajasch stieß schweigend eine kleine Thüre nächst dem königlichen Lager auf, durch welche man in das Badezimmer gelangte. Auch dieses war erleuchtet und in der Tiefe des mit Jospis ausgelegten Raumes schimmerte das große runde, aus einem einzigen Stücke schwarzen Marmors geformte Bassin, in welches von der Decke nieder zwei Meeresschlangen mit Rubinenaugen Kastaden von Rosenwasser spieen.

Banajasch ergriff die Hand der Jungfrau und führte das Mädchen bis zur Schwelle des Badezimmers; dort übergab er es vier jebusitischen Sklavinnen. Zwei hielten in den Händen Vasen mit Öl und Narbe gefüllt, die beiden andern Metallspiegel mit Rahmen aus Ebenholz und große, zottige Decken aus purpurner Wolle.

Leise schloß sich die Thüre wieder und Sadol wandte sich nun zu Lamech, der seinen getrümmten Nacken noch nicht erhoben hatte. Aber sein schlaues, scharfes Auge irrte schnell im Kreise umher, so daß ihm auch nicht die geringste Bewegung in den Gesichtern aller entging.

Nathan, der Prophet, stand an dem Lager des Königs, er hielt die Hände beschwörend nach vorne gestreckt und seine Lippen zitterten krampfhaft in prophetischer Verzückung.

„Ist dies deine Tochter, Lamech?“ fragte Sadol.

„Ja, meine eigene, obgleich sie schöner ist, wie ich und ihre verstorbene Mutter.“

„Und willst du ein, zu thun, was Nathan, der Mann Gottes, dir vorgeschlagen?“

„Wenn es Jehova will und mein Volk dadurch Erlösung findet, darf ich mich nicht weigern.“

„Und willigt sie ein?“

„Das Mädchen weiß nicht, was ihrer wartet, aber meine Tochter ist gehorsam und wird ihr Glück zu schätzen wissen.“

„Hat sie noch keinen Geliebten?“

„Ja und nein! Einen Geliebten hat jedes, auch minder schönes, Mädchen, als meine Tochter — warum sollte sie eine Ausnahme bilden? Das wär' eine Schande oder ein böses Zeichen. Dennoch hat sie eigentlich keinen Geliebten, weil dieser ihre Reize noch nicht kennt, denn meine Augen bewachen sie, wie ein Goldkörnchen, wie einen Tropfen Wasser in der Wüste.“

„Wer ist ihr Geliebter?“

„Ein Jüngling, ein unbedeutender Jüngling. Er besitzt weder ein Feld noch einen Weinberg, noch ein Kameel, ja, er ist nicht einmal ein Karawanentreiber, er besitzt nichts, gar nichts und das ist traurig. Deshalb entschloß ich mich und auch Abisag, mein Kind. Ich will einen Weinberg in Sunams Nachbarschaft kaufen und ihn den Kindern geben, damit ich nicht enkellos ins Grab steige, damit mein graues Haar nicht ohne Segen bleibe.“

„Und ist dem Jüngling bekannt, was geschehen soll?“

„Ja — er blieb ruhig und sagte nur zu meiner Tochter: Ich will so lange an dem Thore des Palastes stehen, bis deine Aufgabe zu Ende ist, ich will dich erwarten, um dich auf den Weinberg zu führen, den uns der Vater kaufen wird. Bleibst du rein, so wirst du kommen — ich weiß es — ohne daß ich dich rufen muß. Kommst du aber bis Sonnenuntergang nicht, dann gehe ich fort und niemals wirst du mich wiedersehen.“

Sadol antwortete nicht. Er begab sich in den rückwärtigen Raum des Schlafzimmers, wo eine große, schwer beschlagene Truhe stand — diese öffnete er und winkte Lamech, näher zu treten.

Der Hebräer schlich näher und seine Basiliskenaugen verschlangen gierig den Inhalt der Truhe. Im magischen Scheine glänzten dort große Stangen von Gold, silberne Becher, goldene Ringe, Perlen, groß wie Taubeneier — er sah Edelsteine, zahlreich, wie Blumen auf den Wiesen im Frühling. Sadol griff in die Truhe und zog zwei Goldstangen nebst einem großen, edelsteingezierten Ring hervor. Lamech hielt seinen Schoß bereit, seine Augen glänzten mehr als das Metall und die Edelsteine.

Sadol wollte den Deckel niederlassen, aber der Hebräer stand immer noch da, den Schoß aufhaltend, mit weit bis zu den Ohren aufgerissenem Munde — das Funkeln seiner Augen sagte deutlich: Für so wenig werde ich meine Tochter nicht verkaufen. Sadol beugte sich noch einmal zur Truhe nieder und gab Lamech noch einen silbernen rubineingefassten Becher und zwei Armbänder mit Anubisköpfen, die aus einem Stück Onix geschnitten waren. Lamech war zufriedengestellt und zog sich wieder in den Hintergrund zurück.

Die Thüre des Badezimmers that sich wieder auf und zwei Sklavinnen führten Abisag zurück. Ihre frühere Kleidung war verschwunden, ihre Gestalt umhüllte jetzt nur feiner, durchsichtiger Musselin, an den Händen und Füßen trug sie schwere goldene Reifen, ihr schwarzes Haar war mit goldenem Staub bestreut und machte den Eindruck, als ob in dunkler Nacht Milliarden Sterne auseinandergestäubt wären.

Sadol winkte der Sklavin, die schnell hinter der Thüre des Badezimmers verschwand. Und allein, inmitten der grauen Männer stand die sunamitische Abisag, zitternd am ganzen Körper. Sie hielt den Blick zum Marmorboden gesenkt und ihre über die Brust gefalteten Hände zitterten krampfhaft, denn ein heftiger Sturm durchwogte den vollen Busen, auf dem sie ruhten.

Sadol verzog die Brauen — Banajasch, diese Bewegung verstehend, näherte sich dem Lager des Königs und ergriff die Löwenfelle, in denen der König vergraben lag. — In diesem Augenblicke riß Sadol das Musselengewand von dem Körper des Mädchens — zufällig flackerte die Flamme in der von der Decke niederhängenden Bronzeschüssel stärker auf — ein leiser Schrei des Mädchens erscholl — und einen Augenblick stand sie nackt, mit gefalteten Händen, inmitten des Gemaches, schön, wie eine überirdische Erscheinung — schlank, die Hautfarbe gelblich, wie die volle Ahré des Kukuruz, welche die Sonne dunkel geküßt. Nur ihr Haar, in welchem der Goldstaub glänzte, diente ihr nothdürftig als Mantel. Ihre Wangen glühten wie Granatäpfel. Ein Flüstern des Staunens durchzitterte den Saal. Die Greise sahen verzückt; wie auf eine Erscheinung, nach dem feenhaften, jungfräulichen Körper hin, welchen der rote Schein der flackernden Flamme mit purpurnen Blüten auf schwarzen, schwankenden Stengeln umwob, den Schatten des märchenhaft aufgelösten Haares, welches dunkelgoldenem Raube glich.

Nathan erfaßte ihre Hand und führte das Mädchen zum Lager des Königs, wo Banajasch, der Sohn Sojads, die Löwenfelle auseinanderbreitete.

Und das Mädchen umarmte den kalten Körper des Königs, wie die Tochter den sterbenden Vater umarmt, aber es regte sich kein anderes Gefühl in ihr, als das der Scham.

Sadol zog über beide eine schwere, wollene Decke und winkte den andern. Sie entfernten sich. Nur Nathan blieb knieend an dem Lager zurück, die Hände, wie in Verzückung, ausgestreckt.

Die Greise wußten nicht, daß, als sie Abisag zu dem königlichen Lager führten, in der Thüre ein junger Mann in weißem Gewande erschien, dessen Antlitz der Sonne ähnlich war. Er entfernte sich schnell wieder, unbemerkt, aber verwundet im Herzen und geblendet durch die Schönheit des sunamitischen Mädchens. Und dieser junge Mann war Salomon!

Seit jenem Augenblick war der Friede aus dem Herzen Salomons geschwunden.

Selbst das ließ ihn gleichgültig, daß Adonias, der Sohn Hagiths, welcher von seinen Freunden zum Könige ausgerufen wurde, ganze Tage und Nächte mit seinen Anhängern durchzehrte und die Straßen Jerusalems mit Lärm erfüllte; er wußte nicht, daß seine Mutter Bethsaba nächtelang hinter der Thüre des königlichen Schlafgemaches stand, blaß und zitternd vor Zorn, das Herz zerwühlt von Eifersucht, beobachtend, welchen Einfluß Abisag auf des Königs Gesundheit übte; er gab nicht acht, wohin sich der unbeständige Kreis der Hofleute und Heerführer in diesen häßlichen Unruhen wende oder was der listige Sadok und der schweigsame Nathan im Sinne hatten. Müde und mißgelaunt begab er sich, nur von zwei Dienern begleitet, auf sein Lustschloß in Baalhamon — hier schloß er sich ein, wachte in der Nacht und irrte umher in den Alleen der hundertjährigen Sykomoren, dem melancholischen Gesang der Weinbergswächter und dem lauten Liede der unermüdlchen Citaden laufchend.

Einst, als er Mittags auf seinem Lager ruhte, Bitterkeit im Herzen, meldete ihm ein Sklave die plötzliche Ankunft Banajaschs an.

Salomon wollte ihn anfangs gar nicht vorlassen.

Der Sohn Jojads wartete aber nicht die Erlaubnis ab, sondern stürzte bestaubt und atemlos in das Gemach.

„Eine große Nachricht!“ rief er von ferne schon, „der König lebte auf und sprach.“

Salomon erhob sich von seinem Lager, als erwartete er noch weitere Mittheilungen.

„Es ist notwendig, daß du gleich mit mir zurückkehrst, es handelt sich um deine Salbung zum Könige.“

Salomon fiel wie kraftlos wieder in die bunten Teppiche seines Ruhebettes zurück.

„Ich reise nirgends hin.“

„Aber es ist der Wille des Königs und Bethsabas, deiner

Mutter. Nathan erwartet uns an dem Bache in Gihon, das mit heiligem Oel gefüllte Horn in der Hand. Adonias floh in die Berge.“

„Ich reise nicht,“ weigerte sich hartnäckig Salomon.

„Die Nation erwartet dich, die Richter des Volkes sind auf deiner Seite, die Krieger rufen deinen Namen aus in den Straßen. Und all' dies verdankst du allein der sunamitischen Abisag.“

„Abisag,“ wiederholte langsam Salomon den Namen.

„Abisag wäre ich zu Dank verpflichtet?“

„Für alles,“ erwiderte Banajasch, „sie brachte den König zum Bewußtsein — er hätte wohl sonst nicht mehr sprechen können.“

„Wohlan, so gehen wir!“ sprach Salomon.

* * *

Selten zeigte ein König bei seiner Salbung solche Gleichgültigkeit, wie Salomon. Er ließ mit sich thun, was man wollte, ließ sich führen, wohin man wollte. Er hätte sich nach seiner Ausrufung zum Könige gerne wieder nach Baalhamon begeben, doch die frühere Starrheit bemächtigte sich abermals Davids und er lag wieder wort- und bewegungslos auf seinem Ruhebetten zwischen den Pfannen mit glühender Kohle in Löwenfelle eingehüllt.

Nathan, der Prophet, befürchtete das Schlimmste. Abisag besuchte den König wie vor, aber all' ihr Bemühen blieb vergeblich.

Es war abends, als Salomon in das Schlafgemach seines sterbenden Vaters trat. Nur Banajasch befand sich beim Könige.

Salomon ließ sich in einem Lehnstuhl, seinem Vater gegenüber, nieder, das Haupt auf die Brust gesenkt und ergab sich seinen Träumen. Abisag wollt' er wenigstens sehen, wenn sie zum Könige sich begab. Es verging einige Zeit. Banajasch beugte sich über den König, um die Decken auf seiner Brust zu ordnen. Ein Schauer erfaßte ihn. Er hörte Davids

Herz nicht schlagen. Er glaubte, sich zu irren und nahm vom Tische einen Spiegel, den er vor den Mund des Königs hielt. Die silberschimmernde Fläche trübte sich nicht.

David war tot!

Banajasch zerriß vollends sein Gewand und berührte, vor Salomon niederknieend, mit seiner Stirne die Erde.

„Was willst du, Banajasch?“ fragte in seinen Träumen Salomon.

„Jetzt erst bist du wirklich König! David ist nicht mehr. Ich eile es den Priestern zu melden.“

„Halt' ein!“ rief Salomon, „keinen Schritt darfst du thun!“ Dann fügte er mit weicher verführerischer Stimme hinzu: „Liebst du mich, Banajasch?“

Ich opfere freudig mein Leben für dich!“ sprach der Hösling.

„Du hast die Wache beim Königslager bis zum Morgen; es ist dir also leicht, den Tod des Königs bis Tagesanbruch zu verheimlichen.“

Salomon neigte sich zu Banajasch nieder und flüsterte lange mit ihm.

„Wirst du es thun, Banajasch?“

„Ich will's, mein König, wenn du mir enthüllst, welchen Schwur dir dein Vater abverlangt gegen Joab, den Heerführer und Semez, den man den Zauberer nennt.“

„Du sollst es später erfahren.“

„Nein; gleich muß ich es wissen!“ beharrte Banajasch auf seinem Verlangen.

„Später sag' ich dir's — bei dem Leichnam meines Vaters sei's geschworen!“ versicherte der König.

„Ich gehe, Bethsoba und die Priester zu verständigen —“

„So höre denn!“

Und sich zu dem Ohre des immer noch knieenden Banajasch tiefer beugend, flüsterte ihm Salomon wörtlich den letzten Willen Davids zu:

„Auch dir ist bekannt, was mir Joab gethan, du wirst nach deiner Weisheit gegen ihn verfahren und nicht zugeben,

daß sein graues Haar ruhig in die Gruft steige; du hast auch Semez in deiner Macht, der mich durch einen gräßlichen Fluch verfluchte und dem ich bei dem Ewigen geschworen: Ich werde dich nicht mit dem Schwerte töten! Du aber verzeihe ihm nicht; da du ein weiser Mann bist, wird dir's gelingen, dich ihm so zu nahen, daß sein graues Haar mit Blut ins Grab hinabsinken wird.“ —

„Ich werde meine Gefährten warnen;“ dachte Banajasch.

„Ich werde doch nur thun, was mir beliebt,“ dachte Salomon.

* * *

Und wie an andern Abenden, bestieg die sunamittsche Abisag auch in dieser Nacht das Lager König Davids. Sie bemerkte nicht, daß in der herabhängenden Bronzeschüssel nur wenig Naphtha glühte und darum im Gemache ein stärkeres Dunkel herrschte, sie bemerkte nicht, daß die Pfannen beseitigt waren, aber eine größere Anzahl von Fellen und Decken den Körper Davids umhüllten.

Sie legte sich nieder und schlief bald ein.

Ihr Traum war anfangs einförmig, wie die Wüste. Aber diese Wüste war nicht glutvoll — Kühle herrschte in ihr, Kühle, die bis ins Mark eindrang. Diese Wüste erstreckte sich bis zum Horizonte, sie war dunkel und tief, wie das Gemach, in welchem sie heute schlief. Weder ein Vogel noch eine Fliege gleiteten durch die dichte, trübe Luft. Und Abisag träumte, daß sie ganz allein auf dieser riesigen, graugelben Ebene liege, verloren in dem trüben Meere dieser Dämmerung und daß unsichtbare Hände ihr auf Brust und Füße gewaltige Felsenblöcke legen. Aus ihnen wehte eine im Orient ungewöhnliche Kälte und Abisag dachte im Traume, daß es jene Steine seien, welche den Eingang zu den Schluchten der Toten und Aussätzigen verschließen. Mächtiges Bangen schnürte ihr den Hals zusammen, sie wollte um Hilfe rufen. Da deucht' es ihr, als ob die Felsenblöcke plötzlich wichen, sich vollends von ihrem Busen, ihren Füßen fortwälzten. Die Wüste

erzitterte, die Dämmerung begann sich zu lichten! Azurstreifen schimmerten aus der Höhe und zwischen dem Sande spriefen Gräser und duftige Kräuter auf. Kraniche und Reiher zogen in den Lüften, ihr lustiger Flügelschlag klang wie ein siegreiches Jubeln. Abisag hatte die Augen geschlossen, aber sah durch die Lider alles, die wie aus mattem Perlmutter gebildet waren. Dort, wo die Wüste sich dem Horizonte einte, ertönte ein dumpfes Brausen — das waren die Wälder hundertjähriger Cedern! Die volle, glühende Sonne lag in ihren märchenhaften Kronen und der Meereswind trug ihren zaubervollen Duft herüber. Wie durch einen Zauber rückten die Wälder näher. Abisag hörte das Rauschen der unter den Fächern der großblättrigen Farnkräuter verborgenen Quellen — sie erblickte die längs des Stammes sich windende Liane und fühlte, wie zu ihrem Antlitz sich zwei große Narzissenblüten neigten, wie zwei Menschaugen. Und die Liane umklammerte ihren Körper, wand sich um ihre Füße und Hüften, umfing sie wie zwei Arme und presste sie, aber es war ein andres Gefühl, das Abisag jetzt besaß, als jenes, das ihr die Felsblöcke von den Schluchten der Toten und Aussätzigen eingeflüßt. Es war ein süßes, sonniges, jauchzendes, siegreiches Gefühl, sinneberauschend und stark, wie der Tod. Ja, so muß der Tod sein, dachte im Traume Abisag, ein glücklicher Tod in den Armen dessen, den wir lieben. — Und in der Krone der Ceder über ihrem Haupte saß ein großer, goldener Vogel, der schlug mit seinen Flügeln und schüttelte einen Regen von aufgeblühten, scharlachroten Blüten, die weich waren, wie Menschenlippen, auf ihren Mund, ihre Stirn' und Augen, ihren Busen und ihre Hände nieder; was er sang, das waren Worte voll mystischer Kraft und wilder Erregung:

„Lege mich, einem Siegel gleich, auf dein Herz und einem Siegelring gleich auf deine Hand. Stark wie der Tod ist die Liebe, hart wie das Grab ist die Sehnsucht. Die Liebe ist wie die stärkste Flamme — alle Wasser können sie nicht verlöschen, nicht alle Flüsse“ — — —

Und diese geheimnisvollen Worte wuchsen, wie wenn Haufen Gläubiger für kommende Geschlechter zu einem unbekanntem Gotte der Liebe beten würden — sie flossen zusammen mit dem Rauschen der Wälder und Fluten — sie wurden gewaltig im Sturme, sie überfluteten ihre Seele mit einem Sturm jauchzender Töne und ihr deuchte, sie ruhe schon tausend Jahre unter einem Hügel von ewig frischen Blüten, die aus ihrem Herzen wuchsen, hinauf, bis in die höchste Höhe zwischen die Sterne — als Sterne wieder herniederfallend zwischen die Blüten im ewigen Wechsel! Und ihr ward unaussprechlich wohl und süß zu Mute. — — —

Das Morgenlicht berührte plötzlich ihre Augenlider. Sie erwachte. Neben ihr lag nicht der graue, franke König — neben ihr lag ein junger Mann im weißem Gewande und von ungewöhnlicher Schönheit. Er schlief ruhig, in seinem Antlitze strahlte, sonnengleich, der Abglanz innern, unendlichen Glückes. Entsetzt sprang Abisag vom Lager auf und schlich auf den Behen aus dem Gemache. Von unten aber — aus den Straßen Jerusalems, in denen sich ein riesiger Menschenhaufen wälzte, der Palmenzweige in den Lüften schwang, tönte der Ruf empor:

„Es lebe Salomon, der König von Israel!“

Banajasch und Nathan hatten dem Volke Davids Tod verkündet, denn die Morgendämmerung war herangebrochen.

* * *

Die sunamitische Abisag verließ nicht mehr den königlichen Palaß.

Einige Tage nachher, als sie aus dem Bade stieg und ihre Sklavin fragte, was sich neues ereignet, da hörte sie, daß Adonias, der Sohn Hagiths auf Befehl Salomons durch Banajasch getötet worden, als er vor dem Thore des Palaßes stand.

„Noch liegt er dort in seinem Blute, staubbedeckt das Antlitz, in zerrissenem Kleide,“ endigte Sefora, die Sklavin. Getrieben von Neugierde und einem felsamen, unbestimm-

baren Gefühle stieg Abisag von der Terrasse nieder — sie erschaute den Leichnam — warf sich mit einem entsetzlichen Aufschrei über ihn und bedeckte ihn mit Thränen und Küffen.

Es war ihr erster Geliebter — der arme Jüngling aus den Bergen, für den er sich ausgab und den sie verließ dem Geize ihres Vaters zu Liebe. Und indes Abisag den Körper Abonias mit ihren Thränen netzte, bewillkommnete Salomon unter den Klängen der Trompeten, Zithern und Glocken, im Gedränge der Mohren und Zwerge, der Elefanten und Kameele die große Königin von Saba, welche kam, um die Weisheit und den Ruhm Salomons kennen zu lernen.

An demselben Tage noch wurden auf Befehl des Königs Joab, der Heerführer und Semej, genannt der Zauberer, getödtet, nach dem Schwure, den Salomon dem sterbenden David geleistet. —

Diese Bücher!

Herr Cyprian Helder schritt, eine kleine Handtasche in der Hand, durch die Ankunftsallee des Staatsbahnhofes. Die Reihen der ihre Dienste laut anbietenden Träger nicht beachtend, lenkte er seinen Fuß in die nächstgelegene Straße. Er war in Gedanken vertieft und bemerkte gar nicht, daß ein etwa zehnjähriger, ärmlich aber dennoch reinlich gekleideter Knabe ihm zur Seite lief.

Herr Helder kam vom Lande zurück, von dem Begräbniß seiner Mutter. Sie war auf dem Gute seines Bruders Fabian gestorben. (In der Familie Helder war seit langem Sitte, seltsame, heut' ein wenig komisch klingende Namen zu führen.) Die alte Frau hatte ihren Sommeraufenthalt dort genommen, sie war schon im Anfange des Frühlings aus Prag fortgezogen, wo sie mit Cyprian eine schöne Wohnung in ihrem eigenen dreistöckigen Hause auf der Neustadt inne hatte. Der frische Hauch der Landluft that ihr anfangs wohl,

aber nicht lange währte die Besserung — die alte Frau erkrankte schwer und die Hoffnung auf Genesung schwand ersichtlich immer mehr und mehr. Als der Herbst ins Land kam, entschlummerte die siebenzigjährige Greisin für immer.

Herr Cyprian war nun sein eigener Herr. Sein Bruder Fabian erhielt das Gut, auf welchem er schon mehrere Jahre in Gesellschaft seiner stattlichen Frau und einiger Kinder wirtschaftete, an ihn, Cyprian, fiel das Prager Haus. Es konnte nicht anders sein, denn Cyprian war durch seine amtliche Stellung an die Stadt gefesselt.

Lachet nicht! Herr Cyprian war nur dem Namen, dem Titel nach in den Kanzleien einer Versicherungsgesellschaft beschäftigt. Was diese ihm bezahlte, reichte kaum hin, seinen Bedarf an Cigarren zu decken. Aber Herr Cyprian rechnete auch wahrhaftig nicht damit.

Ihm hangte vor der Zukunft. Er hatte sich an ein einförmiges, stilles Leben an der Seite seiner Mutter gewöhnt und ich kann sagen, daß die Sorge um ihr Wohl all' seine freie Zeit ganz ausgefüllt. Sich selbst fragte er nun im Geiste, wie es jetzt werde sein — wie er diese Einsamkeit gewöhnen lernen werde. Er fürchtete sich vor den langen Abenden. Ins Wirtshaus ging Herr Cyprian niemals. Ich vermute dem Leser, daß er in seiner ersten Jugend Mitglied war einer jener Verbindungen, welche die Liebe zum Vaterland beleben wollen und allerlei klangvolle und poetische Namen führen — aber nicht lange hielt er darin aus. Herr Cyprian war kein übermäßig kluger Kopf, das beständige Witzeln der andern ermüdete ihn bald und er zog sich allmählich in die Einsamkeit zurück, wie eine Schnecke in ihr Häuschen. Seines freilich war dreistöckig, von stattlichem Außern, schuldenfrei und da ist es leicht, sich zu isolieren. Nicht einmal mit den eigenen Kanzleikollegen pflegte er besondern Verkehr. Sie schauten ihn deshalb nicht gerade über die Achsel an — aber er blieb ihnen fremd, er war ihnen ein zu großer Herr, der die Seufzer und Sorgen dieser kleinen Leute nie verstehen konnte.

Wie fein künstig' Dasein sich gestalten werde, das waren die Gedanken, die ihn derart beschäftigten, daß er gar nicht des Knaben achtete, der noch immer mit leidenschaftlicher Geduld an seiner Seite lief. Erst an der nächsten Straßenecke, als der Junge mit ihm beinahe zusammenstieß, wandte er sich zu ihm. Aus der Gebärde des Knaben erkannte er dessen geheimen Wunsch, aber — es thut mir leid, meinen Helden anklagen zu müssen — Herr Cyprian war vorsichtig und nicht gerne machte er überflüssige Ausgaben. Darum wehrte er mit leichter Handbewegung den Knaben ab.

„Es ist unnötig,“ sprach er mürrisch, „der Koffer ist nahezu leer.“

Der Junge kam nicht in Verlegenheit.

„Ich bitte, Herr Selber, lassen Sie mich ihn dennoch tragen.“

Herr Cyprian blieb stehen. Der Bursche kannte ihn also. Er blickte in des Knaben blasses, mädchenhaft zartes Antlitz, aus welchem zwei Augen, blau wie Kornblumen, bittend zu ihm aufschauten.

„Du kennst mich?“ fragte Herr Cyprian, ihm den Handkoffer reichend.

„Wie sollt' ich nicht! Sie sind ja unser Hausherr!“

Herr Cyprian fühlte sich ein bißchen geschmeichelt.

„Dann kennst du den Weg. Geh' voran!“

Der Junge packte freudig den Koffer und trabte vor Herrn Cyprian einher.

Herr Cyprian dachte nach. Es war ja natürlich, daß er nicht alle Mieter seines Hauses kannte, aber diese kannten ihn gewiß. Besonders Kinder sind neugierig und haben ein gutes Gedächtnis. Er musterte den Knaben und fand an ihm Gefallen. Da regte sich in ihm die angeborene Vorsicht wieder.

„Was erhältst du fürs Tragen?“ fragte er in halb ernstem, halb scherzendem Tone.

„Was mir zu geben Ihnen beliebt,“ antwortete der Knabe bescheiden.

„Und sendet dich die Mutter nach solchem Verdienst aus?“

„Gott bewahre! Mir erginge es übel, wenn sie darum wüßte.“

„So handelst du also auch auf eigene Rechnung. Du liebst wohl Näschereien; Was? Oder solltest du gar schon rauchen?“

„Nein!“ gab der Knabe leise zur Antwort.

In diesem kurzen „Nein“ lag mehr, als der bloße Begriff, aber Herr Cyprian war kein großer Psycholog.

„Was thust du also mit dem Gelde?“

„Ich spare.“

„Weshalb?“

Der Knabe blieb still. Er wollte offenbar mit der Wahrheit nicht heraus. Herr Cyprian drängte ihn nicht. Sie gelangten schweigend an sein Haus. Im Thorgang blieb der Knabe stehen und übergab den Koffer. Herr Cyprian zog ein Zwanzigkreuzerstück hervor, spielte damit, es dem Knaben zeigend, zwischen den Fingern und sprach:

„Sieh' her, das erhältst du als Entlohnung.“

Die Augen des Knaben funkelten.

„Und ein zweites will ich noch dazu legen, wenn du mir gestehst, warum du sparst. Sagst du mir's aber nicht, dann gehst du ganz leer aus und ich werde deine Mutter wissen lassen, was du ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen thust.“

Herr Cyprian scherzte nur, aber dem Knaben schien die Situation tragisch.

Ihm kamen Thränen in die Augen und furchtsam flüsterte er:

„Wenn Sie es wissen wollen — nun — ich — ich möchte mir gerne den Nußknacker kaufen, darum spare ich.“

Herr Cyprian kannte keinen andern Nußknacker, als jenen, mit dem man Nüsse zerbricht. Vor seinem Blick erschien das Ungeheuer, dessen roh geschnittenes, bizarres Gesicht ein Moosbart schmückte.

„Ein Kind!“ dachte er, griff in die Tasche, zog ein zweites Geldstück hervor und gab beide dem Jungen.

„So kaufe dir also deinen Nußknacker,“ sprach er, den Koffer nehmend.

Ein Wunder, daß der Knabe vor Freuden nicht in die Höhe sprang!

„Noch eins! Wie heißest du?“

„Peter Wilde,“ rief der Knabe zurück und verschwand in dem dunkeln Hofraum.

* * *

Herr Cyprian hatte längst diese einfache Begebenheit vergessen.

Es war Winter, kurz vor Weihnachten; draußen schneite es langsam, die Fenster waren mit Eisblumen geziert und ein scharfer Wind sauste durch die Straßen. In Herrn Cyprians Zimmer war es sehr gemütlich; hübsch warm und doch vom Dufte frischer Luft durchzogen, die bekannte Atmosphäre eines Zimmers, in welchem man, nach gutem Auslüften, gehörrig eingeheizt. Es war acht Uhr morgens. Herr Cyprian ging heute nicht ins Amt. Er wußte selbst nicht, was ihm fehle — irgend eine Schwere lastete auf ihm, das ungewohnte Gefühl des Alleinseins ergriff ihn heute zum erstenmale mit geheimnisvoller Macht. Schlafrockumhüllt saß er im Lehnstuhl, schlürfte heißen Thee und rauchte aus einer langen Pfeife. Die alte Katharina, seine Wirtschafterin, stäubte verschiedene Kleinigkeiten auf dem Toilettischen ab. Sie war längst mit ihrer Arbeit fertig, aber sie that, als ob Gott weiß was noch ihre Anwesenheit erfordert hätte. Schon einigemal wollte sie zu sprechen anfangen, hielt aber doch immer wieder zurück, sie wußte offenbar nicht, wie beginnen und war deshalb mürrischer als sonst.

Herr Cyprian hatte ein großes Buch aufgeschlagen vor sich liegen. Darin waren lauter Rubriken und Ziffern zu sehen. Der Leser hat gewiß schon erraten, daß es sein Zinsbuch war, in welchem alle Mieter des Hauses verzeichnet standen. Große Rauchwolken von sich blasend, wendete er verbrießlich die Blätter um — plötzlich hielt er inne, seine Stirne zog sich noch tiefer in Falten und er rief:

„Ich bitte dich, Kathrine, was sind das für Leute, diese Familie Wilde? Sie schulden schon zwei Quartale den Zins — das kann doch nicht länger so dauern!“

Das war Wasser auf Kathrinens Mühle!

„Freilich geht das so nicht länger, das ist auch meine Meinung,“ erwiderte sie scharf. „Beilen Sie sich und werfen Sie die Leute auf die Straße, sonst könnt' es leicht geschehen, daß, ehe Sie zu Ihrem Gelde kommen, die Armen vor Hunger sterben.“

Herr Cyprian ließ das Buch aus der Hand fallen und machte große Augen.

„Ich bin wohl einer, der die Leute auf die Straße wirft, wie Katharina?“

Er ärgerte sich wirklich. Ein vorsichtiger Herr, ja, das war Cyprian, aber ein hartes Herz besaß er nicht.

„S nu, es scheint, als hätten Sie diesmal Lust genug dazu,“ antwortete schnippisch Katharina. Cyprian kannte seine alte Wirtschaftlerin, deren rauhes Äußere einen guten Kern verhüllte und ärgerte sich nicht weiter. „Was liegt mir an den paar Groschen,“ sprach er nach einer Weile, „ich würde nichts sagen, wenn jemand von ihnen käme und sich entschuldigte — du kennst mich doch — ich wüßte dann wenigstens, woran ich bin, aber das Schweigen ist unschicklich, unhöflich und darum werd' ich den Leuten die Kündigung schicken.“

„Nun also — werfen Sie die Leute ja doch hinaus!“ murrte Katharina. „Je früher, desto besser! Entschuldigen! Jemand soll sich entschuldigen, aber wer? Die Alte liegt schon seit zwei Monaten darnieder, der Junge versteht davon nichts und das Mäd'el, ei, du lieber Gott — das Mäd'el kann doch in solcher Sache nicht einen ledigen Herrn besuchen? Das schießt sich schon gar nicht!“

Katharina legte auf die Worte „ledigen Herrn“ einen besondern Nachdruck.

„Bin ich denn ein Don Juan?“ wehrte sich Herr Cyprian,

„ich bin ein alter Junggeselle und der bleib' ich auch, verstehst du?“

„Das sind jaust die allerschlimmsten. Kurz gesagt, die Cilli kann zu Ihnen nicht kommen, das gehört sich nicht, das ganze Haus wäre gleich voll damit, es würde ihr am Rufe schaden. Wer hat so etwas sein Lebtag gehört? Ein junges Mädchen soll einen alten Junggesellen besuchen und bitten, mit der Eintreibung des Zinses zu warten! Thun Sie es nicht, wird man Sie als einen hartherzigen Knicker ausbrechen, thun Sie es, dann wird man noch häßlichere, abscheuliche Klatschereien herumtragen — umsonst schenkte man doch einem hübschen Mädchen nicht den Zins!“

Herrn Cyprian war die Pfeife ausgegangen. Er klappte das Buch zu und fragte anscheinend ganz gleichgültig:

„Und ist das Mädchen in Wahrheit hübsch, Katharina?“

„Hübsch? Je nun, nach meinem Gusto gerade nicht. Aber dafür kann sie nicht.“

„Wie meinst du das?“

„Die Ärmste ist ganz eingefallen — aber, ich bitte Sie, dieses Elend! Nach außen, da geht es noch so, so, aber, glauben Sie mir, Herr, sie leidet mehr als der ärmste Tagelöhner. Cäcilie ist ein gutes Mädchen und bescheiden, sie hat hübsche, blaue Augen, nur schade, daß sie immer verweint sind. Ich weiß nicht, was mit den Leuten werden wird, ich weiß das nicht, aber fröhliche Weihnachten werden sie nicht haben.“

„Was sind's denn eigentlich für Leute?“ fragte Herr Cyprian nicht ohne lebhafteste Teilnahme.

„Ein Elend ist's, Herr, das nackte Elend! Der Vater war Postoffizial. Er starb plötzlich und damals schon hatten sie Schulden. Die Mutter ist aus einem guten Hause, sie heiratete ihren Mann wider den Willen ihrer Eltern und erhielt deshalb keinen Kreuzer Mitgift. Das wissen Sie, Herr, wo nichts ist, da wirtschaftet sich's auch schlecht. Es kamen Kinder — zum Glück starben sie, nur das älteste, Cäcilie, und das jüngste, Peter, blieben am Leben. Brave Kinder,

wohlerzogen! Cili schämt sich der Arbeit nicht, aber wo eine lohnende finden? Sie näht vom Morgen bis zum Abend, aber was giebt das heutzutage für Verdienst? Sie wird sich die Augen noch ganz verderben! Der Junge ist ein wenig wild, natürlich, wie alle Knaben. Und lieb haben sich diese Leute und den Burschen haben beide, die Alte und die Junge am liebsten. Der Knabe möchte gern studieren, aber daran ist nicht zu denken. Die Armen haben ja nichts für den Mund — seit die Alte schwer erkrankte, haben sie ohnehin alles schon versetzt.“

„Was soll aus dem Knaben werden?“

„Sie wollen ihn zu einem Buchhändler in die Lehre geben.“

„Warum just zu einem Buchhändler?“

„Das ist so. Der Junge ist vernarrt in Bücher. Er hat das von seinem Vater geerbt. Nicht glaublich ist, was der für ein Buch auszuführen imstande war! Die Alte seufzte immer: Diese Bücher! O, diese Bücher! Die werden einmal unser Unglück sein! Der alte Offizial mußte alles haben, was ihm irgendwie in die Hände kam. Es blieben nach ihm auch genug Bücher da. Den größten Teil verkauften sie gleich nach seinem Tode, aber den Lärm hätten Sie hören müssen, den Peter machte. Er weinte laut und eins der Bücher zerriß er lieber, eh' er's herausgab. Er hat's im Blute. Und selbst jetzt, da es ihnen so schlecht geht, verzichtet er lieber aufs Essen, aber nach seinen Büchern läßt er nicht greifen. Drum meinte die Alte: Du sollst Buchhändler werden, der hat sein ganzes Leben lang mit Büchern zu thun, wenn's auch nicht seine eigenen sind. Ja, diese Bücher!“ — —

Katharina entfernte sich und ließ Herrn Cyprian allein.

Dies alles ergriff ihn seltsam. Er selbst war kein großer Bücherfreund, das liebste Buch war ihm irgend ein Kalender — aber dennoch verletzte ihn diese wahnsinnige, in der Familie erbliche Bücherliebe nicht im geringsten. Er schritt einige Minuten im Zimmer auf und ab, dann trat er ans Fenster und schaute hinaus in die Welt. War das heut' ein unfreund-

licher Tag. Herr Cyprian versank in tiefes Sinnen. Er dachte an das blasser Gesichtchen, von dem Katharine gesprochen, er sah im Geiste die blauen, verweinten Augen, geschwächt durch das ewige Nähen und malte sich dazu die zierliche Gestalt voller Grazie. Nach allem, was er gehört, mußte ja Cäcilie ein hübsches Mädchen sein. Daß sie auch brav sei, hatte Katharina versichert und diese lobte so leicht nicht jemanden.

Die Gedanken des Herrn Cyprian verwirrten sich immer mehr. Er wußte selbst nicht, wie es geschah — ob der herbe Eindruck des Wintertages daran Schuld trug oder die Einsamkeit, deren Qual er heute mehr empfand, als je — er fing an nachzudenken über das Heiraten im allgemeinen und über die Frauen im besondern. Bisher hatte er diese Frage niemals ernstlich erwogen. Er fühlte die Notwendigkeit nicht und nachdenken war ja ohnehin nicht seine Sache. Heut' aber war ihm diese ungewohnte Flut von Gedanken und süßen Träumen wahrhaft willkommen. Es schien ihm, als fühlte er sich wohler — ein unnennbares Wohlbehagen bemächtigte sich seiner, als er sich erinnerte, daß ihm ein reines, ätherisches Wesen nahe war, voller Zartheit und guten Willens, erfüllt von jener süßen, stillen Poesie der Häuslichkeit, die nie stürmisch aufbraust, sondern träumerisch alle Sehnsuchtsgefühle stillt — ein Wesen, welches nicht weiß, daß es die Königin ist unseres Herzens und Herrin unseres Lebens.

Herr Cyprian erinnerte sich nicht ohne Vorwurf einiger im Ganzen genug unschuldiger Ausschreitungen seines Junggesellenlebens und wäre beinahe errötet, als er mit ihnen diese stille, erhebende Poesie der Häuslichkeit verglich, welcher die wahre Liebe Gesetz und Kern ist, aber nicht der Reichtum, diese nicht notwendige, aber immer willkommene Vergoldung. Und was sollte ihn abhalten, zu heiraten? Er hatte freilich nur wenig Bekanntschaft, fast keine Verbindungen in der Gesellschaft. — Aber warum hatte dies sein Ideal blaue Augen? — Katharina würde ihn nicht hindern können, zu heiraten, es verstand sich ja von selbst, daß er sie wie ein heiliges

Berüchtis seiner Mutter im Hause ließ bis zum Tode — ja, würde sich Katharina dabei nicht wohler befinden? — — Über Katharina könnte sich vielleicht mit seiner Idee nicht vertraut machen — sie würde ihn am Ende gar auslachen —

Die Prosa des Mittagessens zerstreute all' diese Gedanken. Nichts blieb Herrn Cyprian im Sinne, als der feste Vorsatz dieser Familie zu helfen. Wie, wußte er selbst noch nicht — hier mußte jedenfalls Katharina einschreiten, die Armen durften traurige Weihnachten nicht haben. Er wollte ihnen den ganzen Zins erlassen und Peter noch ein Buch mit hübschen Bildern kaufen. Liebe und Zins — Liebe und ein Buch mit bunten Bildern!

Herr Cyprian irrte sich, irrte sich gewaltig, so ließ sich das nicht abmachen. Es lag tiefer in seinem Wesen, in seinem Charakter. Er wehrte sich dagegen, wie er konnte, doch umsonst! Die süße Siesta, gewürzt durch den schwarzen Kaffee und die duftende Cigarre, verscheuchte die prosaische Atmosphäre des Mittags, Herr Cyprian träumte wieder, und wieder tauchte vor ihm die graziöse Gestalt Cäcilien's auf mit ihren blauen, ein wenig ermüdeten Augen, voll seltsamen Zauber. — —

Es war gegen vier Uhr, als Herr Cyprian sich zu einem Spaziergange entschloß. Er schaute durchs Fenster — die Straßenlaternen wurden langsam angezündet, das Schneegestöber hatte aufgehört, nur hier und da flog eine vereinzelt Flocke durch die Luft, wie ein Silberflitter aus den Schwingen eines Weihnachtsengels.

Herr Cyprian hüllte sich in seinen warmen Winterrock, verwahrte seinen Hals durch einen bequemen Wollshawl, ergriff den mit großem Silberknopf gezierten Stock und schritt langsam die Treppe hinab in den Thorgang.

* * *

Als er den Thorgang langsam durchschritt, schlüpfte an ihm die schlanke Gestalt eines Mädchens vorüber. Sie kam aus dem dunklen Hofe und schwebte wie ein Lusthauch dahin. So viel Herr Cyprian im Halbdunkel unterscheiden konnte,

war das Mädchen bescheiden aber geschmackvoll gekleidet. Ein einfacher, mehr für den Sommer als Winter passender Hut saß kokett auf dem dichten, goldenen, in reiche Zöpfe geflochtenem Haare. Über die zarten, feingeformten Schultern hing ein altes, großes Tuch, in dessen Falten das Mädchen ein Paket versteckt hielt. Sie ging schnell und an ihrem Laufe war zu sehen, daß sie froh war, den Gang passiert zu haben. Noch einmal wendete sie sich um und Herr Cyprian erblickte zwei blaue Augen, so träumerisch und tief, daß ihn beinahe ein Schwindel erfaßte.

„Ja, das ist sie, das ist Cäcilie!“ dachte er.

Gerne hätte er noch einmal in ihr Antlitz geschaut, aber das war nicht mehr möglich — wie der Wind war sie davon geeilt.

Er entschloß sich schnell, ihr zu folgen. Nie in seinem Leben noch war er einem Mädchen nachgegangen. Es war für ihn ein neues Gefühl, beseligend und süß.

Ihre leichten Füßchen berührten kaum die beschneite Erde. Herr Cyprian bewunderte Cäciliens Haltung und Gestalt. Sie war nicht unbedeutend und zierlich, wie er sich vorgestellt — sie war schön gewachsen und er vervollständigte sich das Bild nach den Umrissen ihres Gewandes.

Unermüdblich schritt Herr Cyprian hinter dem Mädchen. Es kostete ihm Mühe genug, in den großen, menschenvollen Straßen ihre Spur nicht zu verlieren. Das Mädchen lenkte in jene Straße ein, die nach der Altstadt führt. Wohin mochte sie gehen? Er ließ sie nicht aus den Augen — nach einigen Augenblicken schien ihm, als ob sie etwas suche, sie beschaute die Häuser, die Schilder und endlich blieb sie in der . . . Straße vor dem Laden eines — Antiquars stehen.

In kleiner Entfernung hielt auch Herr Cyprian seinen Fuß gefesselt. Seine Neugier wuchs. Das Mädchen trat nach kurzem Zögern schein in den Laden. Herr Cyprian begab sich zu dem nächsten Nachbarladen — einer Pelzwarenhandlung — und blickte, verborgen durch einen ausgehängten,

riesengroßen Pelz, in den Laden des Buchverkäufers. Die reinen Glashüren, nur zur Hälfte ihrer Höhe mit Annoncen bedeckt, gestatteten einen genügenden Einblick. Er sah also alles, was er sehen wollte: Vorerst Cäcilien's süßes Angesicht, das ihn ganz bezaubert. Es waren darin die Spuren zu sehen, welche durchwachte Nächte hinterlassen — die Augenlider geröthet, aber der Ausdruck der Züge so fein, so durchgeistigt, daß Herr Cyprian erbehte.

Ja, das war sie, wie er am Nachmittage in seinen Träumen sie gesehen!

Im Innern des Ladens spielte sich inzwischen eine jener häßlichen Scenen ab, deren Bitterkeit und Pein der nicht ganz erfahrt, der sie nicht selbst schon durchlebt.

Diese Antiquare sind eine ganz besondere Gattung Menschen. Höflich gegen jene, die kaufen, aber hart und rücksichtslos gegen die Armen, die zu verkaufen genötigt sind. Solch' ein Antiquar verändert sich im Handumdrehen. Versucht es einmal! Kauftet etwas und wolleet es nach einer Weile wieder verkaufen — dann findet ihr, daß in einem Körper zwei Menschen wohnen.

Cäcille stand vor dem Pulte und öffnete ihr Paket. Es war zu sehen, daß sie ihre Bücher zum Kaufe anbot. Ihre Lippen zitterten krampfhaft. Herr Cyprian beobachtete, wie der Antiquar mit Kennerblick das Mädchen und die Bücher musterte und in ihm begann das Blut zu wallen bei dem Gedanken, daß dieser Vampyr in Menschengestalt — so erschien ihm der Antiquar in diesem Momente — Cäcilien etwas Unangenehmes oder gar Rohes sagen könnte.

Der Antiquar öffnete Buch um Buch, schüttelte den Kopf, durchschaute abermals die Bücher und schob dann den Haufen von sich — offenbar wollte er die Bücher nicht kaufen.

Aus den blauen Augen der Jungfrau floss eine Thräne und rollte über die blasse Wange. Sie raffte die Bücher zusammen und begann sie wieder in das Papier zu hüllen. Herr Cyprian konnte sehen, daß sie versuchte, etwas zu sprechen,

aber es nicht vermochte. Der Kampf dieser bleichen, zitternden Lippen winkte erschütternd, sicher auch auf den Antiquar, denn wortlos ergriff er noch einmal nach den Büchern, legte sie beiseite, öffnete die Gelblade und legte vor das Mädchen — zwei Gulden hin. Für so viele Bücher!

Herr Cyprian mußte wohl darauf achten, nicht gesehen zu werden, wenn Cäcilie herauskam. Er eilte auf die andere Seite der Straße und kaum hatte das Mädchen den Laden verlassen, stürzte er wie ein Habicht in denselben. Er stand nun auf demselben Platze wie sie — er stand da mit offenem Munde, ohne ein Wort finden zu können. Er hatte ein herzlich albernes Aussehen.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Antiquar.

„Ich möchte gern einige Bücher kaufen,“ stieß Herr Cyprian hastig hervor. Er hatte solch' einen Laden noch nie betreten, ihm war alles neu und fremd.

„Was für Bücher?“ fragte der befremdete Antiquar weiter.

Der Blick Herrn Cyprians fiel auf den Bücherhaufen, der seitwärts lag. Oben auf lag ein kleines Heft mit gelbem Umschlag und er las den großgedruckten Titel: „Der Nussknacker,“ darunter stand von Schülerhand geschrieben: „Aus den Büchern Peter Wildes.“

Herr Cyprian fühlte sich tief ergriffen. Wie durch einen Blitzstrahl ward ihm die Situation klar. Das also war der „Nussknacker“, der Peter zum Sparen zwang! Vor Cyprians Blicken tauchte im Nu jene Straßenscene auf, die er erlebt, als er vom Begräbnisse seiner Mutter heimgekehrt. Er sah den aufgeweckten, hübschen, blassen Knaben mit bittender Gebärde vor sich stehen. Da lächelte er und auf den Bücherhaufen zeigend, sprach er naiv: „Diese Bücher hier.“

„Diese alle wünschen Sie?“ fragte zweifelnd der Händler.

„Ja, diese alle, diese alle.“

Und die Titel der übrigen nicht anschauend, griff er nach den Büchern mit vor Ungebuld zitternden Händen.

„Sie wurden ihm gewiß von jenem Mädchen gestohlen,“ dachte der Antiquar, „oder er ist ein Narr.“

Herr Cyprian hatte die Bücher geordnet, packte sie wieder in das Papier ein, auf dem sie lagen und wollte gehen. In seinem glühenden Eifer vergaß er gänzlich, daß man dem Antiquar gekaufte Bücher auch bezahlen müsse.

„Fünf Gulden, fünfzig Kreuzer!“ erinnerte der Antiquar mit scharfem Tone.

Das hätte sonst Herrn Cyprian eine ungeheure Summe für Bücher gekostet, aber heute warf er, ohne ein Wort zu verlieren, sechs Gulden auf den Pult hin, wartete nicht einmal die Rückgabe des Restes ab und schon flog er aus dem Laden der Richtung nach, welche Cäcilie eingeschlagen. Er lief durch Straßen, welche den kürzern Weg zu seinem Hause bildeten, als jener, den sie durcheilte. Er lief so schnell, daß er öfters mit Begegnenden zusammenstieß — ein Wunder, daß er der Alten an der Ecke nicht ihren Ofen mit gebratenen Kastanien umwarf! Es gelang ihm, Cäcilie einzuholen, als sie gerade in den Thorgang schritt. Jetzt faßte er all' seinen Mut zusammen.

„Fräulein!“ rief er mit schwacher Stimme.

Sie hörte ihn nicht und ging weiter — er trat an sie heran und sagte bittend:

„Fräulein Cäcilie!“

Sie wandte sich erschreckt um und erblickte in seiner Hand das ihr wohlbekannte Paket. Sie zitterte heftig. „Fräulein, verzeihen Sie — Sie waren vor mir in dem Laden des Buchhändlers und vergaßen dort diese Bücher — ich kenne Sie und verbürge mich dem Antiquar, sie Ihnen zurückzustellen. Bitte, hier sind sie.“

Sie stand ihm noch immer schweigend gegenüber — auch er fühlte peinliche Verlegenheit.

„Sie irren sich,“ begann sie endlich nach einer langen Pause und Thränen zitterten in ihrer Stimme — „Sie irren, ich habe dort nichts vergessen.“

„O, etwas dennoch, Fräulein Cäcilie, wenn nichts andres, so doch gewiß dieses kleine Büchlein, hier, diesen „Nußknacker“ — es gehört ja Ihrem Brüderchen und schwer würde er's vermissen. Darum nehmen Sie wenigstens dieses Büchlein von mir an!“

„Sie gehören ihm alle, es sind Peters Bücher,“ schluchzte die Arme, „wir nahmen sie, ohne sein Wissen — die Mutter hatte nichts mehr für Medicamente — der arme Knabe“ —

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Schwäche und der Schmerz, überwältigten sie — sie schwankte — Herr Cyprian ließ die Bücher zur Erde fallen und fing die sinkende Jungfrau in seinen Armen auf. Er wußte selbst nicht, wie es geschah, daß er im Thorgang seines Hauses die Thränen weglüßte, die aus diesen schönen, blauen Augen strömten — daß er dies holde Köpfschen mit den goldenen Zöpfen an seine Brust drückte — es war ihm so wundersam, so unaussprechlich wohl zu Mute — er fühlte, daß er sein Glück gefunden.

* * *

„Diese Bücher!“ sagte wieder die genesene Frau Wilde, „diese Bücher!“ Aber sie sprach diese Worte ganz anders aus, als vor Jahren, da ihr Mann den letzten Pfennig seiner Leidenschaft opferte. Cäcilie war jetzt eine glückliche Hausfrau, am glücklichsten war Peter, der nun studieren konnte. Den Büchern aber blieben sie alle dankbar; selbst Herr Cyprian wurde ihr Freund — fraget nur nach seinen Rechnungen bei verschiedenen Prager Buchhändlern. — — —

Tragt die Scherben hinaus.

Auf meinem Tische stand eine schöne Vase.

Ein kaum merkliches und unvorsichtiges Verühren — sie lag zerschmettert auf dem Boden. Eine Handvoll Scherben. Ich rief durch die geöffnete Thüre:

„Tragt die Scherben hinaus!“

Da blieb mein Blick an einigen unter ihnen haften.

Etwa auf dreien waren die hübschen Arabesken unverfehrt geblieben.

Die eine Scherbe schmückte ein erblühter Mandelzweig und ein davonflatternder Schmetterling; die andere ein über Schilf gaukelnder Eintagsfalter mit smaragdgrünen Flügeln — ich habe vergessen, was die dritte zierte.

Es that mir leid um die feingemalten Bildchen, ich klaubte einige der Scherben vom Boden auf und schloß sie in meinem Schreibtisch ein.

Die übrigen wurden hinausgetragen.

Nach Jahren ordnete ich meine Papiere. In dem Haufen vergilbter Blätter und altmodischer Photographien fand ich auch die Scherben der zerschlagenen Vase. Ich beschaute sie von neuem und da erkannte ich plötzlich, daß es doch eigentlich recht banales Zeug sei. Ich schleuderte sie achtlos zur Erde und rief, wie einst, durch die geöffnete Thüre:

„Tragt die Scherben hinaus!“

Dann versank ich in tiefes Sinnen.

Luftblasen — — —

Ich sah, wie über das Weltall, über das Splitterwerk der Planeten, über unsere verkühlte Erde sich jemand in einem Strahlenmeer aus zerrissenen Wolken neigt und ich hörte durch den Raum die furchtbare Stimme des Gerichtes ertönen:

„Tragt die Scherben hinaus!“

91811

G n b e.



Farbige Scherben.

Inhalt.

	Seite
Farbige Scherben	3
Die Rose	11
Alte Legende	18
Vor der Premiere	22
Um eines Ruhmes willen	24
Poesie und Prosa	35
Lebende Bilder	37
Banalität	54
Das alte Weib	59
Das hohe C	60
Der Fluch der Epigonen	64
Wir sind alle glücklich	69
Freund Onoratos Weihnachtsabend	72
Die Quelle des Vergessens	80
Abisag	85
Diese Bücher	99
Tragt die Scherben hinaus	113

